

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Luzifers Festung

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Luzifers Festung

John Sinclair Taschenbuch Nr. 4

von Jason Dark

erschienen am 21.07.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Luzifers Festung

Die Festung lag im Nirgendwo, zwischen den Dimensionen. Asmodis selbst legte seine schützende Hand über sie, und Maddox, der unheimliche Richter, regierte hier mit eiserner Strenge. Auch der Spuk ging in dem düsteren Ort ein und aus. Ich wurde durch den Tod eines Bekannten auf die Spur gebracht, hörte von Luzifers Festung und nahm mir vor, sie zu stürmen. Es wurde die härteste Prüfung meiner Laufbahn, und die Chancen standen eins zu tausend...

Scraal wimmerte!

Sein unförmiger Körper zog sich noch stärker zusammen, dass er immer mehr einer Kugel glich. Doch auch so konnte er den Blicken des unheimlichen Richters nicht entgehen. Sie wirkten wie Peitschenhiebe.

»Du hast versagt, Scraal. Du solltest einen Auftrag erledigen und hast es nicht geschafft. Wir hatten dich ausersehen, um die Abtrünnigen zurückzuholen, aber du warst entweder zu feige oder einfach nicht in der Lage, diese Aufgabe zu erfüllen. Deshalb gibt es für mich nur eine Alternative.«

»Gnade«, wimmerte Scraal. »Habt doch Gnade!«

Er gehörte zu den Dämonen der mittleren Stufe. Man übertrug solchen Wesen gern Aufgaben, die einiges verlangten. Scraal besaß drei Köpfe.

Es waren nur mit Augen bestückte Kugeln. Dafür jedoch besaß er ein gewaltiges Maul.

Aus ihm drang, wenn er angriff, eine gewaltige, schwarze Pestwolke hervor. Wie ein tödlicher Atem schwebte sie dann Scraals Feinden entgegen und vernichtete sie.

So hatte es auch bei seinem Auftrag sein sollen, doch Scraal war nicht an die Dämonen herangekommen. Als man ihn dann ließ, da hatte er zu spät bemerkt, dass er in eine Falle gelaufen war. Noch rechtzeitig konnte er fliehen, bevor die Echsenmenschen ihn mit glühenden Lanzen durchbohrten.

Und jetzt wartete er auf seine Bestrafung.

Ein Fall für James Maddox, den unheimlichen Richter. Wie immer hockte er auf seinem Stammplatz, umrahmt von zwei auf Stangen steckenden Totenschädeln. Neben Maddox lagen einige alte Bücher, und er selbst schaute in eins hinein, das er aufgeklappt hatte. Sein Gesicht war verwüstet, das Haar hing schlohweiß rechts und links seines Schädelns herab, und in den rötllich schillernden Augen lebte

kein Funken Gefühl.

Maddox war ein Mann, vor dem sich zahlreiche Dämonen fürchteten. Er verbreitete Angst und Schrecken, denn Dämonen, die versagt hatten, wurden von ihm erst abgeurteilt, bevor sie ihre Strafe antraten.

Das dauerte auch noch etwas. Zumeist warteten sie auf den Strafantritt in Luzifers Festung, einer wahren Hölle, die zwischen den Dimensionen im Nirgendwo lag. Viele von ihnen verbrachten einige Jahre in der Festung. Die Festung erinnerte an ein Zuchthaus auf der Erde; hier saßen viele Versager ihre Strafen ab.

Und auch Scraal sollte in die Festung. Das machte ihm Maddox, der unheimliche Richter, deutlich. »Da du versagt hast, wirst du in Luzifers Festung über deine Fehler nachdenken können«, versprach er. »Ich werde dich für eine unbestimmte Zeit dorthin verurteilen. Das kann Jahre dauern, aber auch nur 100 oder fünf Tage. Je nach dem. Hast du noch etwas zu sagen?« Lauernd schaute Maddox den dreiköpfigen Dämon an.

»Nein.«

Der unheimliche Richter hieb mit seinem Holzhammer auf den Tisch.

Dreimal tat er das. Dieses Zeichen war den beiden Gestalten, die im Nebel verschwommenen Hintergrund lauerten, bekannt. Sie kamen näher und packten den Dreiköpfigen unter.

Es waren Maddox' Helfer, die so handelten. Sie standen auch Asmodina zur Seite, wenn es hart auf hart kam, aber zumeist halfen sie Maddox, dafür hatte der Spuk, Herrscher im Reich der Schatten, sie ausersehen.

Scraal wurde hinausgeschleift. Er wehrte sich nicht, er schaute nur zu Maddox hin, doch in dessen Gesicht regte sich kein Muskel. Er wandte sich bereits dem nächsten Fall zu. Als Dämonenrichter hatte er einiges zu tun. Zumeist urteilte er härter als bei Scraal. Hatte

jemand versagt, so kannte Maddox kein Pardon. Es gab dann nur eine Strafe: den Tod! Die Dämonen wurden getötet, und ihre Seelen gingen ein in das Reich des Spuks, wo sie ein jammervolles Dasein fristeten. Eine Vorstufe zum Reich des Spuks war Luzifers Festung, eine Art Dämonenzuchthaus, in dem alles versammelt war, was versagt hatte und auf eine Begnadigung oder den Tod wartete.

Das alles war Scraal bekannt. Er hatte genug von der Festung gehört. Er wusste, dass seine Artgenossen dort dahinvegetierten. Vampire, Werwölfe, Ghouls, Zombies, widerliche Abarten irgendwelcher Tierdämonen.

Sie alle besetzten die Festung und warteten darauf, dass sie irgendwann einmal entlassen würden.

Aber diese Hoffnung hatte sich für viele als trügerisch erwiesen. Die meisten blieben in der Festung hocken, bis irgend jemand ein Einsehen mit ihnen hatte oder ihnen einen Auftrag gab.

Die Festung selbst lag im Nirgendwo. Zwischen den Dimensionen, wo die Kälte des Alls sie wie ein Reif umfing. Sie war aus den blanken Knochen verendeter Dämonen und Menschen errichtet worden, eine gewaltige Trutzburg des Bösen.

Scraal begann zu zittern, als die beiden Wächter ihn auf die Festung zührten.

Er sah die stabilen Knochenwände und die zahlreichen kleinen Fenster, aus denen die Gefangenen schauten. Ihre Köpfe verschwanden fast hinter den vergitterten Fenstern. Auch die Gitter bestanden aus dünnen Knochen, die sich nahtlos in das Gefüge der unheimlichen Trutzburg einreichten.

Es schien sich herumgesprochen zu haben, dass ein Neuer angeschleppt wurde, denn zahlreiche Gefangene erschienen an den kleinen Fenstern.

Hohnlachen schallte Scraal entgegen. Hämisches Gekicher, denn hier war jeder des anderen Feind. Hier freute man sich, wenn wieder

einer kam, den das harte Los des Schicksals getroffen hatte. Freundschaft oder Kameradschaft gab es in diesem dämonischen Zuchthaus nicht.

Jeder kämpfte gegen den anderen, denn unter Dämonen gab es kein Zusammengehörigkeitsgefühl. Wenigstens nicht in diesen Jenseitsreichen, wohl aber auf der Erde, wenn es gegen die Feinde, die Menschen, ging.

Ein Vampir mit rotgefärbten Lippen riss sein Maul auf und lachte schallend. Deutlich waren seine beiden Eckzähne zu sehen.

Aus dem Fenster darüber schaute ein Werwolf mit gefletschten Zähnen.

In seinen tückischen Augen war die Gier zu lesen. Er wollte Opfer, hatte lange schmachten müssen, aber er kam nicht heraus. Sollte es ihm trotzdem einmal gelingen, die Zelle zu verlassen und durch die Festung zu irren, dann würde er auch andere Dämonen angreifen, sie zerreißen, und es waren genügend Ghouls da, die sich der Toten annehmen würden. Weiter oben schaute ein grünhäutiger Untoter aus einem Zellenfenster. Sein Blick war starr. Halboffen stand der Mund, die Augen saßen verdreht in den Höhlen, er schien den Neuankömmling gar nicht wahrzunehmen.

Aus einem weiteren Fenster wand sich der schleimige, tentakelartige Arm eines Ghouls. Er wollte nach Scraal greifen und ihn zu sich heranziehen, doch einer der Wärter stieß mit der Lanze zu und drückte sie tief in die schillernde Masse. Der Ghoul heulte auf, die Hand verschwand, und die anderen Dämonen lachten.

Hier herrschte das Grauen, das Chaos!

Nebel umwallte die Festung im unteren Teil. Von der Seite her führte eine aus Knochen bestehende Brücke auf die Festung und damit auf den Eingang zu.

Die Wärter waren bewusst von einer anderen Seite gekommen, damit Scraal sich die Festung erst anschauen konnte. Jetzt aber

umrundeten sie den Komplex aus Gebeinen und gingen über die Brücke.

Hohl klapperten ihre Schritte auf den dicht aneinanderliegenden Knochen.

Unter ihnen rauschte es. Das war der Blutfluss, gebildet aus Dämonenblut, dem Lebenssaft getöteter Schwarzblütler. Der Fluss versickerte irgendwo in der Unendlichkeit der Dimensionen.

Oft umzuckten Blitze die Festung. Sie leuchteten farbig und warfen gespenstische Schatten über das Knochengebilde.

Die Wächter gehörten zum Spuk. Sie waren seine Diener. Gestaltlose Wesen, die sich hier wohl fühlten und ihre Freude hatten, wenn sie andere quälen konnten.

Es war schon schlimm, als Dämon eine so grausame Strafe erdulden zu müssen, und viele hätten alles getan, um die Freiheit zu erlangen.

Aber Maddox ließ sich Zeit. Man musste schon sehr viel Glück haben, wenn man aus der Festung geholt werden sollte.

Auch zählte hier die Zeit nicht. Mit irdischen Maßstäben war nicht zu messen. Hier entsprach ein Jahr einer Sekunde, ein Monat zählte soviel wie 1000 Jahre - die Ewigkeit regierte hier.

Vor dem Tor blieben sie stehen. Nur die Wärter besaßen den Schlüssel, einen magischen Stab von Luzifer, den sie nie aus der Hand geben durften. Geschah dies doch einmal, so löste er sich auf.

Einer der Wärter hielt den Stab gegen die Tür. Sie schwang auf...

Heulen und Zähnekirschen herrschte in diesem Teil der Festung.

Scraal zuckte zurück, als er die Laute vernahm. Sie drangen auf ihn ein, die Willkommensschreie der Geknechteten, der Gefolterten, der Bestraften.

Sie schritten durch einen düsteren Gang, der von einem rötlichen Licht erhellt wurde. Rechts und links befanden sich die Türen der Zellen. Auch sie bestanden aus Knochen, zwischen denen es jedoch

so viel Spielraum gab, dass die Gefangenen gerade noch ihre Arme hindurchstrecken konnten. Immer, wenn Klauen nach Scraal greifen wollten, stachen die Wärter mit ihren Lanzen zu, und die Hände zuckten zurück.

Sie mussten den gesamten Gang durchqueren, denn die »Zelle«, in der Scraal hocken sollte, lag am Ende.

Dort blieben die Wärter stehen. Sie drückten eine schmale Tür auf und schoben Scraal hinein. Dann hämmerten sie die Tür wieder zu.

Die Zelle war ein enges Loch. Scraal wand sich vor Wut und Hass auf dem Boden, sein Körper zuckte, er schlug mit den drei Köpfen gegen die Wände, aber es gelang ihm nicht, sie einzureißen.

Über sich sah er das Fenster.

Er kroch hoch und konnte hinausschauen. Er blickte genau auf die Brücke und sah die beiden Wächter, die sich entfernten, weil ihre Aufgabe erledigt war.

Scraal blieb allein zurück.

Jetzt erst kam ihm zu Bewusstsein, wie grausam diese Strafe war. Die enge Zelle mit dem kleinen Loch als Fenster, die bleichen Knochen und auch der Geruch, der von ihnen ausging.

Moder, Verwesung.

Scraal hockte sich auf den Boden. Er hörte das hämische Lachen aus der Nachbarzelle, jemand hämmerte gegen die Wand aus Gebeinen, doch Scraal kümmerte sich nicht darum. Er gab keine Antwort. Er dachte nur darüber nach, wie er diesem Gefängnis wieder entfliehen konnte.

Schließlich hatte er es auch geschafft, sich hochzudienen. Damals war er ein Nichts gewesen, da hatten ihn die Oberen gar nicht zur Kenntnis genommen, aber heute besaß er so etwas wie Macht, wenn er sich auch nie mit Asmodina oder dem Spuk vergleichen konnte.

Aber er wusste seine Chancen genau einzuschätzen, und er gehörte zu denjenigen Dämonen, denen es gelungen war, die Dimensionen

des Schreckens hin und wieder zu verlassen, um sich unter den Menschen umzuschauen.

Es gab sehr viele Menschen. Unter anderem auch welche, die nicht abgeneigt waren, einen Pakt mit dem Dämonenreich zu schließen. Man musste ihnen nur viel, sehr viel versprechen, so dass sie über die Schrecken der Finsternis gar nicht mehr nachdachten. Zumeist Geld.

Scraal war schlau, und er hatte die Menschen genügend studiert. Zudem besaß er noch eine Eigenschaft, die es ihm ermöglichte, mit den Menschen in Kontakt zu treten. Sollte er versuchen, auch hier...?

Er dachte nach. Dabei legte er sich auf den Boden und starrte mit seinen sechs Augen gegen die gelblich schimmernde Decke, wo die Gebeine dicht an dicht nebeneinander lagen.

Scraal dachte auch darüber nach, wem die Gebeine wohl gehörten.

Menschen, die in die dämonischen Fallen gelaufen waren, auch Zombies oder Vampire, deren Körper dazu hergeholt hatten, die Festung im Nirgendwo zu errichten.

Sollte es da einen Ausweg geben?

Scraal überlegte. Seine Augen in den drei Kugelköpfen sprangen noch weiter vor. Gedankenströme durchfluteten seinen Körper und suchten sich ihren Weg durch die Unendlichkeit. Für sie gab es keine Mauern, keine Hindernisse, und auch der magische Schutzschild hielt sie nicht auf.

Scraal schickte seine Gedanken auf die weite Reise. Ihr Ziel: die Erde!

Drei Tage lag ich im Bett. Grippe!

Freunde, mich hatte es vielleicht erwischt. Die Krankheit kam wie angeflogen. Mit einem Schnupfen fing es an, dann gesellte sich der Husten hinzu, anschließend das Fieber.

Da war es natürlich aus mit der Herrlichkeit. Keine Dämonenjagd,

nicht einmal Schreibtischarbeit. Bettruhe!

Ich schluckte Penicillin, hustete mir fast die Lunge aus dem Leib, schnupfte, fühlte mich matt und elend und schlief sehr viel und lange.

Hin und wieder tauchte ein blondhaariger Engel namens Jane Collins auf, der mich pflegte.

Sie brachte mir Tee, presste mir Orangen aus, und auch Suko und Shao kümmerten sich um mich. Ich beneidete die drei, die so herrlich gesund waren, während mich das verdammte Fieber ans Bett fesselte. Sogar Sir James Powell, mein Chef, rief zweimal an und erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden.

Als ich jedes Mal ins Telefon hustete, legte er sehr rasch wieder auf. Der Arzt hatte mich erst einmal für eine Woche arbeitsunfähig geschrieben, aber darauf ließ ich mich nicht ein. Als die letzten Fieberträume vorbei waren, nahm ich mir fest vor, am anderen Morgen das Bett zu verlassen.

Gegen neun war es soweit. Ich hatte das von Shao gebrachte Frühstück bis auf den letzten Toastkrümel verputzt und gab mir einen innerlichen Ruck, der nötig war, um mich auf die Beine zu bringen.

Wenn man drei Tage fast ohne Unterbrechung im Bett gelegen hat, fällt das Aufstehen schwer. Ich musste mich da auf einiges gefasst machen.

Vorsichtig ging ich zu Werke, setzte mich erst einmal hin und blieb einige Minuten so hocken. Das Blut stieg mir in den Schädel, hämmerte dort und verursachte einen leicht stechenden Schmerz. Ein paar Mal tief durchatmen, dann ging es wieder.

Ich kletterte aus dem Bett.

Es war wirklich ein Klettern, ein vorsichtiges Hinaus schwingen der Beine, das Angeln nach dem Pantoffel, hineingleiten, dann stellte ich mich auf und kämpfte sofort gegen den Schwindel, der mich überfiel.

Drei Tage Bettruhe waren doch nicht das Wahre.

Der Schweiß brach mir aus allen Poren, ich biss die Zähne zusammen und wagte die ersten Schritte. Wie ein kleines Kind ging ich und war überrascht, wie gut es klappte. Ich zog mir meinen Morgenrock über und ging in die Küche, da ich einen pelzigen Geschmack im Rachen spürte, den ich gern mit einem Schluck Saft weggespült hätte. Jane und Shao hatten sich nicht nur sehr um mich bemüht, sondern auch die Küche aufgeräumt. Sogar die Tageszeitungen hatten sie auf ihren Stamtplatz gelegt.

Ich setzte mich an den weißen Tisch und trank langsam das Glas leer, wobei ich aus dem Fenster schaute.

Es wurde Frühling. Der Winter schaffte es nicht mehr, gegen die Märzsonne anzukommen. Die Natur forderte ihr Recht. Die ersten Knospen erschienen an den Zweigen der Bäume und standen kurz vor dem Aufbruch.

Dieses Frühlingserwachen gab auch mir wieder Kraft. Ich fühlte mich auf einmal besser. Das Fieber war sowieso verschwunden, und die Mattheit der Glieder würde bald auch der Vergangenheit angehören. Ich ging davon aus, dass ich am nächsten Tag wieder ins Büro zurückkehren konnte.

Die Zeitungen stachen mir ins Auge. Seit drei Tagen hatte ich in keiner Gazette mehr geblättert, weil ich einfach nicht die Lust dazu spürte. Jetzt aber wollte ich sie wenigstens überfliegen.

In der Politik ging es mal wieder rund. Auch in London war es nicht friedlich gewesen. Ich las viel über Verbrechen, und direkt daneben stand einiges über den englischen Thronfolger, der ja bald heiraten würde.

Er schaffte es früher als ich. Aber der hatte auch keinen lebensgefährlichen Job am Hals. Nach einer Stunde legte ich die Zeitung zur Seite, womit noch längst nicht alles geschafft war, denn nun kamen die Zeitschriften an die Reihe. Die hatte mir Bill Conolly gebracht, denn er abonnierte die halbe Welt.

Ganz oben lag eine Zeitschrift, die sich mit rätselhaften, okkulten Dingen befasste. Viele Berichte waren aufgesetzt, aber in einigen steckte auch ein Körnchen Wahrheit.

Bill hatte die Zeitschriften schon gelesen. Ich sah es daran, dass er einen Bericht angestrichen hatte.

Es war nur eine kurze Notiz, die sich mit einem Mann befasste, der Gebeine sammelte. Der Bericht war sehr makaber. Ein geheimnisvoller Mensch namens Naga suchte in seiner Freizeit die Gebeine der Toten zusammen. Es wurde berichtet, dass er armen Familien die Knochen sogar abkaufte und auch gut dafür bezahlte.

Ich schüttelte den Kopf. Menschen sind ja alle anders. Der eine ist fröhlich, der andere weniger, einer liebt die Frauen, der andere beschimpft sie als Weiber, einer sieht zu, in seinem Leben soviel Geld wie möglich zu machen, der andere macht sich nichts aus dem schnöden Mammon.

Und ich finde es auch gut, dass die Menschen so unterschiedlich sind.

Wo kämen wir hin, wenn alle gleich wären? Aber dass jemand Gebeine sammelt, war doch ein starkes Stück. Zudem machte er sich dabei strafbar, denn es ist einem Privatmann verboten, Gräber aufzubrechen.

Naga hieß der Kerl.

Im Augenblick lag nicht viel an. Das heißt, von Dr. Tod und der Mordliga hörte ich nichts, und Asmodina hatte sich schon vor längerer Zeit in ihren Schmollwinkel zurückgezogen, weil ich einen ihrer großen Diener, den Dämonenhenker Destero, getötet hatte. Als kleines Andenken gehörte mir jetzt sein Schwert.

Ich hatte also Zeit, mich um diesen Naga zu kümmern.

Der Name allein hörte sich fremd an. Vielleicht war es auch ein Pseudonym, wer konnte das wissen. Auf jeden Fall wollte ich die Spur verfolgen.

Es lag allerdings auch nahe, dass dieser ganze Artikel nur eine Farce war, doch darauf wollte ich mich nicht verlassen.

Bill Conolly hatte mir die Zeitung gebracht, vielleicht wusste er mehr.

Ich wollte zum Telefon im anderen Zimmer, doch ich kam nur die Hälfte der Strecke weit. Ein Schlüssel bewegte sich im Schloss der Wohnungstür.

Jane Collins erschien.

Auch das noch. Wenn sie mich wieder auf den Beinen sah, machte sie Terror. So schnell konnte ich gar nicht mehr ins Bett wischen, wie sie im Raum stand.

Dann war sie da. Sie schaute mich mit einem Blick an, der mich direkt schamviolett werden ließ. »Du willst dir wohl unbedingt den Tod holen, wie?« moserte sie mich an. »Was die Dämonen nicht geschafft haben, das bringt bei dir eine Grippe fertig.«

»Ich fühle mich schon wieder fit«, verteidigte ich mich. »Wirklich, ich...«

Sie stellte die Tüte ab, kam auf mich zu und drückte mir die flache Hand ins Kreuz. Sanft schob sie mich aus dem Zimmer. »Mach jetzt keinen Ärger, Johnnyboy, lege dich erst einmal hin. Das ist am besten.«

»Aber ich habe keine Lust...«

»Und ob du Lust hast. Schließlich hat dich der Arzt eine Woche krankgeschrieben, und die Zeit hältst du durch.«

Was sollte ich machen? Jane war sowieso die Stärkere. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihrer Aufforderung zu folgen. Ich plumpste wieder hin.

Auf der Bettkante blieb ich sitzen. Die Zeitschrift hielt ich noch immer fest. »Was willst du eigentlich damit?« fragte Jane.

»Lesen.«

Sie funkelte mich an. »Dass du sie nicht auffressen willst, ist mir

schon klar.«

»Aber du verbietest es mir doch nicht?«

»Nein.«

»Ich danke dir für deine Großzügigkeit.«

Jane ließ die Tür offen, als sie sich in die Küche begab und dort auspackte. »Haben wir heute Gäste?« rief ich.

»Wieso?«

»Weil du so viel Zeug eingekauft hast.«

»Dann wirf mal einen Blick in deinen Kühlschrank. Der ist völlig leer. Da hätten nicht einmal Mäuse Lust, sich darin umzusehen. Du brauchst Nachschub.«

»Wenn ich dich nicht hätte«, stöhnte ich.

»Würde dich bestimmt Glenda Perkins versorgen«, erwiderte die Detektivin spitz.

Ich sagte nichts. Es hatte keinen Zweck, das Thema Glenda zu vertiefen.

Da reagierte Jane allergisch.

»Soll ich dir was zu essen mache, John?«

»Ja.«

»Vielfraß.«

Ich grinste, denn ich gehöre zu den Leuten, die sich tatsächlich gesund essen. Ein gutes Essen brachte bei mir die Energien zurück, und Energie brauchte ich, wenn ich daran dachte, welche Aufgaben noch auf mich warteten.

Eine Viertelstunde später brachte mir Jane eine kräftige Fleischbrühe.

Danach aß ich noch zwei dick belegte Sandwiches, und dann wurde es für die Detektivin Zeit.

»Um dein weiteres Wohl kümmert sich Shao«, sagte die Detektivin.

»Und bleib nur liegen. Ich sage auch drüben Bescheid, dass sie auf dich achten.«

»Klar, Mama.«

Jane strich mir noch einmal über den Kopf und verschwand. Ich wartete noch eine Minute, stand auf - diesmal ging es wesentlich besser - und machte mich zum zweitenmal auf den Weg zum Telefon.

Keiner störte mich, als ich die Nummer der Conollys wählte. An den Apparat kam Sheila. »John«, rief sie überrascht. »Bist du wieder gesund?«

»So leidlich.«

»Das glaube ich dir nicht. Deine Stimme klingt noch ziemlich krank. Oder hältst du dich wieder nicht an die Anordnungen des Arztes?«

»Streng.«

»Wer's glaubt, wird selig. Was gibt es denn?«

»Ist dein Bettkumpel in der Nähe?«

Sheila lachte. »Bill strolcht im Garten herum und denkt darüber nach, ob er was tun soll.«

»Dann gib ihn mir doch mal.«

»Einen Augenblick, warte. Und gute Besserung.«

»Danke.«

Eine Minute später meldete sich Bill. »Na, du Blaumacher?« rief er.

»Was heißt hier Blaumacher? Ich bin krank.«

Bill lachte. »Ja, das glaube ich dir sogar. Freiwillig legst du dich ja nicht ins Bett. Hast du wieder was auf der Rolle, oder wolltest du nur mal meine Stimme hören?«

»Ich bin krank, mein Lieber.«

»Hau nicht so auf den Pudding, ich sehe doch, wie du dir einen grinst.«

»Okay, du hast gewonnen. Ich wollte mich nur für die Zeitschriften bedanken, und dann hätte ich eine Frage: Du hast mir dort einen Artikel angestrichen. Erinnerst du dich?«

»Lass mich nachdenken...«

»Es geht um den Knochensammler«, sagte ich schnell.

»Ja, um diesen Naga.«

»Genau.«

»Gut, das Ding, nicht?«

»Wenn etwas Wahres daran ist.«

»Ist es, John, ist es. Du weißt ja selbst, dass ein Kater wie ich das Mausen nicht sein lassen kann. Ich habe mal ein wenig nachgehakt und meine internationalen Beziehungen spielen lassen. Es gibt diesen Naga tatsächlich. Er ist ein Aussteiger, ein ehemaliger Millionär aus Japan. Er war alles leid und suchte sich einen anderen Lebensbereich auf einer Südseeinsel. Dort schlug er sein neues Domizil auf.«

»Und was macht er da?«

»Knochen sammeln.«

»Ausgerechnet die Gebeine von Menschen.«

»Ja, das stimmt.«

»Woher bist du eigentlich so gut informiert?«

»Ich kenne den Verleger der Zeitschrift, der hat mir das gesagt.«

»Hat er den Bericht auch geschrieben?« wollte ich wissen.

»Nein, das war ein Reporter.«

»Mit dem du natürlich auch gesprochen hast.«

»Mitnichten, mein lieber John. Denn dieser Knabe sitzt in einer psychiatrischen Klinik. Ich hatte noch keine Zeit, mit ihm zu reden. Ich wollte dich ja darauf aufmerksam machen.«

»Und wo kann ich den finden?«

»Bei unserem Glück brauchen wir gar nicht weit zu fahren. In Manchester. Der Reporter heißt Fred Morgan und sitzt da erst einmal zur Beobachtung.«

»Ein schlimmer Fall?«

»Ziemlich.«

»Dann fahren wir hin«, entschied ich.

Bill war Feuer und Flamme. »Wann?«

»Morgen.«

»Gut, wir nehmen meinen Porsche, ich hole dich ab. Vielleicht kriegen wir aus ihm etwas raus, obwohl ich da ziemlich pessimistisch bin.«

»Du hast nicht zufällig erfahren, wie es kam, dass er plötzlich eingeliefert wurde?«

»Nein, aber Morgan - so sagte mir der Verleger - war an sich ein Mann fürs Ausland. Er wird diesen Naga in Japan kennengelernt haben, nehme ich an.«

»Auf jeden Fall danke ich dir.«

»Reicht dir morgen um acht?«

»Sicher.« Ich legte auf.

Da hatte ich ja schon eine Spur. Naga, Naga, überlegte ich. Verdammt, den Namen hatte ich zwar noch nie gehört, aber das hatte nichts zu sagen. Aber ich ahnte jetzt schon, dass der Mann ziemlich gefährlich war. In Japan hatte ich schon mal einen Fall bearbeitet, als der Rote Dämon auftauchte. Aber jetzt sollte Naga ja eine Insel in der Südsee besitzen.

Dann hatte ich eine Idee. Mir fiel Mrs. Goldwyn, Horror-Oma, ein. Die wusste doch Bescheid, hatte ihr Haus vollgestopft mit okkulten Büchern.

Vielleicht kannte die diesen Naga. Oder sie hatte wenigstens Material über ihn.

Ich beschloss, Sarah Goldwyn anzurufen.

»Sie sehen aber schlecht aus, John!« Mit diesen Worten empfing mich die Horror-Oma.

Ich grinste ein wenig verunglückt. »Eine Grippe hat mich zurückgeworfen.«

»Warum haben Sie denn nichts gesagt?«

»Wieso?«

»Ich habe fantastische Hausmittel, gegen die alle Tabletten ein Nichts sind. Kommen Sie rein, John, setzen Sie sich. Ich mache Ihnen einen Spezialtee.«

Da hockte ich nun auf der Couch, eingepackt in eine Decke und wartete auf die Dinge, die da kamen.

Besonders gut ging es mir wirklich nicht. Deshalb hatte ich auch ein Taxi genommen und war nicht mit dem eigenen Wagen gefahren. Jetzt fühlte ich mich auch wieder so schwach, als hätte man meine Glieder mit Blei ausgefüllt.

Eigentlich war ich froh, auf der Couch sitzen zu können.

Bei Lady Sarah hatte sich nichts verändert. Noch immer strahlte die Wohnung in dem alten Haus in Chelsea eine ungeheuere Gemütlichkeit aus, wo man sich einfach wohl fühlen musste. Diesmal allerdings fehlte der Teeduft, der sonst den Raum durchwehte, dafür nahm ich einen Kräutergeruch wahr, denn Lady Sarah braute mir meine Medizin zusammen.

Auch sie sah aus wie immer. Das graue Haar hatte sie im Nacken zusammengesteckt, die hellwachen Augen in dem etwas faltigen Gesicht blitzten mich an. Wenn sich die Horror- Oma bewegte, rasselten die drei Ketten, die um ihren Hals hingen, gegeneinander.

Auch die Ketten waren gewissermaßen ein Markenzeichen.

Sie kam mit dem Tee. Vorsichtig stellte sie die Tasse hin und nickte mir zu. »Das mein lieber, John, wird Ihnen bestimmt gut tun. Warum sind Sie nicht schon früher zu mir gekommen? Mein Kräutertee ist weltberühmt. Da hat auch eine Grippe keine Chance. Sie wird sofort ausgemerzt.«

»Hoffentlich.«

»Da können Sie ganz beruhigt sein.«

Ich bedankte mich und nahm einen Schluck von dem Wundertee. Schon stiegen mir die Dämpfe in die Nase, und ich merkte, wie

scharf sie waren. Ich verzog das Gesicht, was Lady Sarah zu der Bemerkung veranlasste: »Trinken Sie, John, keine Müdigkeit vortäuschen. Dieser Tee weckt Tote wieder auf.«

»Mal sehen.« Ich grinste. »Hoffentlich wirkt er auch bei Lebendigen.«

»Da erst recht.«

Ich leerte die Tasse. Das Zeug war heiß. Lady Sarah schien es in der Hölle gebraut zu haben. Wie Feuer rann es durch meine Kehle in den Magen, wo es sich ausbreitete und mir ein wohliges Gefühl gab. Nach dem ersten Schluck schmeckte der Tee auf einmal. Ich nahm den zweiten und auch den dritten. Schließlich hatte ich die Tasse geleert.

Lady Sarah, die mir gegenüber saß, strahlte. »Na, ist das nun ein Muntermacher?«

Ich stellte die Tasse weg. »Glaube ja.«

»Das sagte ich doch gleich. Keine Pillen nehmen, nur immer zu mir kommen. Hier werden Sie versorgt.« Sie rieb sich die Hände. »So, und nun bin ich gespannt, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, mein lieber John. Wieder ein Fall?« Als sie das fragte, glänzten ihre Augen stärker.

»Noch nicht.«

»Aber es könnte einer werden?«

»Das ja«, gab ich zu.

»Reden Sie schon.« Unruhig rutschte die Horror-Oma auf ihrem Stuhl hin und her. Ich kannte ja ihren Hunger auf Horror, wenn ich das mal so sagen darf. Sie war ein Phänomen, einzigartig unter Gleichaltrigen. Für sie war das Leben einfach schön. Sie genoss es, und sie war eine Frau, die Bescheid wusste. Hinter ihrer Büchersammlung konnte sich so manche Bibliothek verstecken, besonders auf dem Gebiet des Okkultismus. Mrs. Goldwyn sah sich auch jeden neuen Horror-Film an und hatte natürlich die

entsprechenden Zeitschriften abonniert.

»Haben Sie schon mal den Namen Naga gehört?« erkundigte ich mich.

»Naga! Hm.« Sie überlegte. »So völlig unbekannt ist mir der Name nicht. Hat das was mit Chiimal zu tun?«

Dabei spielte sie auf einen Fall an, der noch nicht sehr lange zurücklag.

Der Gigant aus Atlantis war in London aufgetaucht, und es war Lady Sarah gewesen, die uns auf seine Spur gebracht hatte. »Nein, damit hat es nichts zu tun, nehme ich doch stark an.«

»Tja, auswendig weiß ich es natürlich nicht«, sagte sie. »Ich müsste nachsehen. Aber den Namen habe ich schon gehört, und sicherlich besitze ich auch Material. Ich schaue mal nach.«

Sie stand auf und schritt die drei großen Regale ab, wobei sie immer den Namen murmelte. Allerdings fand sie nichts, doch sie gab die Suche nicht auf und zog sich in ein anderes Zimmer zurück.

Zehn Minuten hörte ich nichts von ihr, dann kam sie zurück und hielt triumphierend ein Buch hoch.

»Da wird es stehen«, rief sie. Sie hatte schon nachgeschaut und legte mir das Buch aufgeklappt auf den Schoß.

Es war ein Lexikon, in dem die Namen der Personen aufgeführt waren, die irgend etwas mit Magie zu tun haben oder gehabt hatten. Von manchen waren Abbildungen zu sehen, von Naga allerdings nicht.

»Er beschäftigt sich mit Zahlenmagie.«

Das Naga ein Aussteiger war, stand auch in dem Bericht zu lesen. Dann schrieb der Verfasser, dass sich Naga auf eine von ihm erworbene Insel zurückgezogen habe, die auf den Namen Suala-Hor hörte. Dort würde er weiterhin nur für seine Forschungen über die Zahlenmagie leben und versuchen, das Jenseits und die anderen Welten auszuforschen. Mehr erfuhr ich auch nicht. Ich legte das Buch

zur Seite.

»Was ist denn mit dem Kerl los?« wollte Lady Sarah wissen. Ich erklärte es ihr.

»Was sammelt der? Gebeine?«

»Ja.«

»Huch, das ist ja makaber. Aber davon habe ich nichts gehört. Wirklich nicht. Was will er denn damit?«

»Keine Ahnung, ich müsste ihn fragen.«

»Was Sie auch sicherlich machen werden.«

»Ja, Lady Sarah. Ich fliege in die Südsee und schaue mir die Insel mal näher an.«

Mrs. Goldwyns Augen strahlten. »Wie gerne wäre ich bei Ihnen, aber in meinem Alter...«

»... ist es besser, wenn Sie in London bleiben.« Ich stand auf, die Decke rutschte von meinen Schultern. »Auf jeden Fall habe ich mich gefreut, dass wir mal wieder zusammengetroffen sind. Und für den Tee möchte ich mich sehr herzlich bedanken.«

»Damit sind Sie morgen wieder fit.«

»Ich hoffe es.«

Ein Taxi bekam ich schnell. Ich ließ mich nach Hause bringen und legte mich ins Bett. Fünf Minuten später war ich eingeschlafen.

Am anderen Morgen fühlte ich mich tatsächlich wie neu geboren. Da hatte ich keinen Kopfschmerz mehr, da fühlte ich mich nicht schlapp, sondern energiegeladen.

Lady Sarah hatte recht gehabt. Dieses Mittel war wirklich außergewöhnlich gut.

Als kleiner König stieg ich aus dem Bett. Erstarkt. Jetzt konnte Bill kommen. Es würde mir sogar Vergnügen bereiten, mit ihm nach Manchester hochzufahren.

Hoffentlich war dieser Fred Morgan in der Lage, uns ein paar

vernünftige Antworten zu geben.

Bill war pünktlich. »Sheila hat Theater gemacht«, sagte er zur Begrüßung. »Sie denkt immer, du wärst halbtot.«

»Unsinn, mir geht es prächtig.«

»Ehrlich?«

»Ja.« Ich berichtete meinem Freund von Lady Sarahs tollem Hausmittel.

»Das ist einfach Spitze.«

»Nehme ich auch, wenn ich mal flachliege.«

Wenig später waren wir unterwegs. Noch immer roch die Luft nach Frühling. Ein etwas warmer Wind wehte, die Sonne stand schon höher, und Bill setzte seine dunkle Brille auf. Wir fuhren in Richtung Norden.

Ich war froh, mal nicht hinter dem Steuer sitzen zu müssen. Deshalb machte ich es mir bequem und schloss die Augen. Schon bald war ich eingeschlafen, so fest, dass Bill Conolly mich wecken musste. Ich zuckte hoch.

»Da liegt schon Manchester.«

Bill hatte nicht gelogen. In der Tat sah ich die ersten Viertel der großen Industriestadt vor mir. Ein Dunstfilm lag über den Dächern der Häuser und Fabriken. Aus den Öffnungen der Schornsteine quoll dicker Rauch und verpestete die Luft noch mehr.

»Hier möchte ich nicht leben«, sagte Bill.

Der Meinung war ich auch.

Wir rollten durch die ersten Vororte. Grau, trist, schmutzig. Häuserzeile neben Häuserzeile. Hin und wieder ein geparktes Auto am Straßenrand.

Kein Grün, selbst die Sonne scheute sich, ihre Strahlen in die Straßen zu schicken.

Ein paar Rentner und Arbeitslose hockten in den Hauseingängen und schauten dem Porsche aus verkniffenen Augen nach, als er über

das Kopfsteinpflaster rollte.

Die Klinik lag in der City. Bill hatte sich vorher genau erkundigt. Deshalb verfuhren wir uns auch nur einmal, gelangten in eine stille Seitenstraße und sahen schon den roten Bau mit den großen Fenstern hinter hohen Bäumen schimmern.

Bald fanden wir auch die Einfahrt, und Bill lenkte den Porsche nach links, wo sich die Parkplätze befanden.

Das letzte Stück liefen wir zu Fuß. Ich fühlte mich wieder fit. Als wir durch die große Glastür schritten, er hob sich eine Schwester in ihrer Loge und fragte nach unseren Wünschen.

Ich präsentierte meinen Ausweis und bat darum, mit Fred Morgan sprechen zu dürfen. »Da müssen Sie sich einen Moment gedulden«, bekamen wir zur Antwort. »Ich werde Dr. Cassidy Bescheid geben.«

Wir nahmen auf der Wartebank Platz.

Ein paar Kranke gingen umher. Die meisten hatten kein körperliches Leiden, das sah man ihnen an, obwohl ich auch zwei Männer entdeckte, deren Köpfe verbunden waren. Die Leute stierten uns an, grinsten manchmal und verschwanden.

Mich fröstelte, Bill ging es auch nicht besser.

Dr. Cassidy entpuppte sich als ein jüngerer Mann mit rotblonden Haaren, auf denen kein Scheitel halten wollte. Als er kam, wurde er von den Kranken umlagert. Jeder fragte, wann er raus käme. Der Arzt gab geduldig lächelnd Antwort. Dann steuerte er auf uns zu. Wir hatten uns erhoben. Ich hielt meinen Ausweis in der Hand, damit er sehen konnte, dass alles seine Richtigkeit hatte.

»Scotland Yard also«, sagte er lächelnd. »Ich wüsste nicht, was ich mit Ihnen zu tun hätte.«

»Sie nicht, es geht um einen Ihrer Patienten, Fred Morgan. Er lebt doch bei Ihnen?«

Der Arzt nickte und senkte seinen Blick. »Ja«, sagte er nach einer Weile, »er lebt bei uns. Ein tragischer Fall.«

»Wieso?«

Er schaute mich an. »Es wäre am besten, wenn Sie sich den Patienten selbst anschauten, da könnte ich mir die großen Erklärungen sparen.«

Wir waren einverstanden.

Mit einem Aufzug ging es in die zweite Etage und dort in einen Trakt, wo die schweren Fälle untergebracht waren. Unsere Schritte hallten auf dem blank gescheuerten Boden. Ich sah die weißen Türen mit den Gucklöchern. Hinter einigen ertönten Geräusche.

Manchmal irres Lachen, dann Schreie, auch Wimmern. Es war bestimmt nicht leicht, in so einer Klinik leben zu müssen. Auch mich hatte man mal in eine Irrenanstalt stecken wollen. Mr. Mondo, ein Mitglied der Mordliga, hatte sich dafür verantwortlich gezeigt. Vor der drittletzten Tür auf der linken Seite blieben wir stehen. Dr. Cassidy hob die Klappe vom Guckloch, schaute hindurch, nickte dann und gab mir zu verstehen, dass ich ebenfalls einen Blick durch die Linse werfen solle.

Das tat ich auch.

Zuerst sah ich nicht viel. Ein Zimmer mit hellen Wänden. Ein schmales vergittertes Fenster, ziemlich weit oben.

»Schauen Sie etwas nach links«, hörte ich die Stimme des Arztes.

Das tat ich auch. Und da sah ich ihn. Fred Morgan hockte auf dem Boden. Sein Gesicht wurde von einem steifen Grinsen gekennzeichnet.

Zur Tür schaute er nicht, denn er war beschäftigt.

Mit beiden Händen wühlte er in einem Berg von bleichen Gebeinen...

Als ich mich zurückbeugte, musste mein Gesicht wohl sehr bleich gewesen sein, denn Bill fragte: »Was ist los?«

Ich deutete auf das Guckloch. »Schau selbst.« Das tat der Reporter

auch.

Ich unterhielt mich mit dem Arzt. »Verdammt, ist es so schlimm?« fragte ich.

»Leider.«

»Aber wie kommt er an die Gebeine?« wollte ich wissen. »Sie haben ihm doch nicht etwa echte...«

»Nein, nein, Oberinspektor. Wo denken Sie hin.« Er lächelte. »Die haben wir extra anfertigen lassen, sonst hätte er keine Ruhe gegeben. Seit er mit den Knochen spielt, geht es ihm etwas besser.«

Auch Bill war jetzt bleich geworden. »Furchtbar«, flüsterte er. »Furchtbar.«

»Wie konnte so etwas geschehen?« wollte ich von Dr. Cassidy wissen.

»Genau haben wir es nicht erfahren. Aber er muss irgendein Erlebnis gehabt haben, das ihn stark negativ beeinflusst hat.«

Dieser Meinung waren wir auch. »Kann man mit ihm reden?«

Der Arzt wiegte den Kopf. »Wenn Sie das auf Ihre Kappe nehmen, Mr. Sinclair - bitte. Aber ich kann wirklich für nichts garantieren.«

»Klar.«

Der Arzt trug einen Generalschlüssel bei sich, der in sämtliche Türschlösser passte. Bill musste im Gang warten. Auch Dr. Cassidy wollte nicht mitkommen.

Ich betrat die Zelle, nachdem der Arzt die Tür aufgeschlossen hatte. Hinter mir drückte er sie wieder zu.

Fred Morgan nahm mich erst gar nicht zur Kenntnis, als ich die Kammer betreten hatte. Er starrte stur auf seine Gebeine und spielte damit! Er hatte sich die größten genommen und sie zu einem Fünfeck auf den Boden zurechtgelegt.

Dann versuchte er, Knochen aufzustellen, doch das klappte nicht. Jeder Knochen fiel wieder zurück, aber Morgan gab nicht auf.

Ich schaute mir das Spiel eine Weile an, bevor ich mich neben ihn

hockte.

Jetzt sah er mich. Seine Augen zogen sich zusammen. Er hatte dunkles, kurz geschorenes Haar, ein breitflächiges Gesicht und eine schmale Nase. Die Pupillen in seinen wässrigen Augen schauten ziemlich starr.

»Wer bist du?« fragte er.

»John.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich bin ein Freund, und wir haben einen gemeinsamen Freund.«

Er nahm wieder einen Knochen und versuchte ihn aufzustellen, was aber misslang. »Willst du nicht wissen, wie der Freund heißt?«

»Nein.«

»Es ist Naga.«

Als ich den Namen erwähnte, zuckte er wie unter einem Peitschenhieb zusammen. »Du kennst ihn«, stellte ich fest.

Er drehte sich in der Hocke. Dabei kam er nahe genug an mich heran.

Sein weißer Anzug roch nach Waschmitteln. »Ja, ich kenne ihn. Er... er will mich hier rausholen, hat er versprochen. Hat er dich geschickt, um mich...«

»Vielleicht.«

Plötzlich sprang er auf und rannte zum Fenster. »Sonne!« rief er. »Die Sonne. Ich komme hier raus, endlich. Ich kann ihn wieder sehen. Er hat mich nicht vergessen, er braucht mich.« Morgan wirbelte herum und starrte mich an. »Das hat er doch gesagt, oder?«

»Sicher.«

»Dann ist es gut.«

»Leider weiß ich noch nicht, wo er wohnt«, sagte ich. »Du könntest mir das sagen.«

»Auf einer Insel.«

»Warst du da?«

Er sprang auf mich zu und ging dicht vor mir wieder in die Hockstellung.

»Sicher, mein Freund, sicher. Ich habe ihn besucht, ich habe alles gesehen.«

»Was macht er da?«

»Er schafft es. Er holt die Gebeine.«

»Wofür?«

Jetzt bekam ich keine Antwort, denn Morgan senkte den Kopf und schaute zu Boden. Dabei nahm er zwei Knochen auf und schlug sie gegeneinander! Das hohle Geräusch irritierte mich.

»Nein«, sagte er nach einer Weile leise. »Nein, es ist vorbei. Die Festung... er wird sie bauen... gefährlich...«

»Welche Festung?«

Fred schaute mich an. »Wenn du hingehst, nimm dich in Acht. Heulen und Zähnekirschen wird dort herrschen, wo der Satan seine schützende Hand ausstreckt, wo Verdammte dahinvegetieren und in unendlichen Qualen ihr weiteres Leben verbringen, damit der Spuk und auch Maddox sich freuen können.«

Ich war wie elektrisiert. Dieser ehemalige Reporter hatte zwei Namen genannt, die ich verdammt gut kannte.

Den Spuk und Maddox!

»Was ist mit der Festung?«

»Luzifer«, sagte er.

»Genauer.«

Plötzlich sprang er auf, schaute mich wild an und schüttelte seinen Körper durch. »Nein!« kreischte er. »Nein, verdammt noch mal. Wir können sie nicht stürmen. Sie ist untrennbar mit dem Bösen verbunden. Satan regiert... Hahaha...« Er ließ sich auf die Knie fallen, und streckte beide Arme gegen die Decke. »Sie sind überall. Sie sammeln die Gebeine. Sie beobachten alles. Keiner kann ihnen entrinnen. Scraal mit den sechs Augen beobachtet die Welt. Er sieht

jeden, und er sagt es Naga. Die beiden bauen die Festung. Sie kommen, sie sind schon da. Wehe euch, ihr Verfluchten. Flieht, solange es noch Zeit ist. Flieht, flieht. Rennt um euer Leben...«

Es waren Worte, die ich genau hörte. Immer wieder sagte er etwas von einer Festung, sie musste eine entscheidende Rolle spielen. Leider wusste ich nicht, welche.

Dann sah er mich. »Du bist noch da?« fuhr er mich an. »Warum fliehst du nicht wie die anderen. Sie haben die Insel verlassen. Auch du musst weg, schnell... schnell...« Er packte mich an den Schultern und drehte mich herum, wobei er mich auf die Tür zuschob, die in diesem Augenblick geöffnet wurde.

Dr. Cassidy wollte nachschauen, warum der Kranke sich so aufregte.

Fred Morgan sah die offene Tür, ließ mich los und stürmte auf den Ausgang zu. »Flieht!« brüllte er. Mit beiden Fäusten hieb er zu.

Dr. Cassidy war nicht schnell genug. Der Schlag schleuderte ihn bis vor die gegenüberliegende Gangwand. Fred Morgan aber hatte freie Bahn.

Doch da war noch Bill Conolly. Er reagierte goldrichtig und stellte dem Kranken ein Bein.

Fred Morgan machte einen gewaltigen Satz. Er wollte sich noch fangen, rutschte aber aus und fiel zu Boden, wo er sich sogar überschlug. Am Kragen zog Bill ihn hoch. Vom Gangbeginn liefen zwei Aufpasser herbei.

Als sie eintrafen, winkte Dr. Cassidy ab. »Sie können gehen, alles klar.«

Der Kranke hing in Bills Griff. Fred Morgan stierte uns an und atmete schwer. Schweiß tropfte von seiner Stirn. »Die Festung!« keuchte er.

»Flieht, während ihr es noch könnt. Er sieht euch, er weiß alles, er beobachtet. Naga ist gefährlich und mein Freund. Er holt mich hier

raus. Ich weiß es.«

»Tut mir leid«, flüsterte Dr. Cassidy, »aber wir müssen ihn wieder einsperren.«

»Natürlich.«

Bill brachte den Mann in die Zelle zurück. Dr. Cassidy schloss sofort ab.

Wir hörten Morgan noch toben.

»Wirklich ein schlimmer Fall«, sagte der Arzt. »Er redet ziemlich wirres Zeug. In letzter Zeit spricht er oft von dieser Festung. Wissen Sie, was er damit meint?«

Ich hob die Schultern. »Im Augenblick noch nicht.«

Der Doktor schaltete schnell. »Heißt das, dass Sie unter Umständen nachforschen wollen?«

Ich nickte.

Dr. Cassidy blieb stehen. Ein etwas verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen. »Ich bitte Sie, Mr. Sinclair, das Wort eines Kranken. Das können Sie doch nicht als bare Münze nehmen.«

»Schon. Aber nicht alles muss einer krankhaften Fantasie entsprungen sein.«

»Fantasie.« Er stieß mich an. »Sie haben recht, Oberinspektor... Das sind Fantasien.« Dr. Cassidy konnte reden, so viel er wollte. Er brachte es nicht fertig, mich zu überzeugen. Auch Bill war meiner Meinung. Ich las es an seinem Gesicht ab.

Am Ausgang blieben wir stehen. Dr. Cassidy hatte den Rest der Zeit über nicht mehr von dem Fall gesprochen. Er reichte uns die Hand. »Ich hoffe, dass ich Ihnen ein wenig helfen konnte.«

»Das haben Sie, Doc«, sagte ich.

»Alles Gute.« Er drehte sich um und verschwand mit wehendem Kittel.

Bill und ich schauten ihm nach. »Der nimmt uns nicht ernst«, meinte der Reporter.

»Kein Wunder, so wie du aussiehst.«

Bill boxte mir in die Rippen. »Du hast wohl lange nicht mehr mit einer Krankenpflegerin geflirtet, wie?«

»Nee.« Schnell wurde ich wieder ernst. »Wenn ich nur wüsste, was es mit dieser verdammten Festung auf sich hat. Das ist mein größtes Problem.«

»Du bist davon überzeugt, dass die Festung existiert?«

»Klar.«

»Fragt sich nur, wo.«

Wir waren auf dem Weg zum Wagen, und ich blieb stehen. »Es muss einen Zusammenhang zwischen der Festung und der Insel Suala-Hor bestehen. Naga, die Festung, die Insel. Zahlenmagie vielleicht auch noch. Das sind vier Dinge, die wir irgendwie unter einen Hut bringen müssen.«

»Wird schwer sein.«

»Oder wir machen einen Ausflug in die Südsee.«

Bill schaute mich aus großen Augen an. »Ist das dein Ernst, John Sinclair?«

»Ja.«

Der Reporter bekam glänzende Augen. »Mensch, da bin ich doch mit von der Partie. Die Südsee, Hula-Hula, Girls, Palmen, warmes Wetter, nur Sonne...«

»Der Traum eines Junggesellen«, erklärte ich. »Denk an deine Sheila. Die wird dir schon die Ohren lang ziehen.«

Bill verzog den Mundwinkel. »Man darf ja wohl mal träumen«, sagte er.

»Klar.«

Der Reporter schloss auf. Ich warf noch einen letzten Blick auf die Klinik, bevor ich die Wagentür öffnete. So modern die Kästen auch aussahen, ich hatte keine Lust, länger als eine Stunde darin zu verbringen. Ich bedauerte die Menschen, die in den Zellen saßen und

wohl den Rest ihres Lebens darin verbringen mussten.

Was hatte Fred Morgan nur Schlimmes gesehen, das ihn so aus der Bahn werfen konnte? Wir wussten es nicht, konnten nur raten. Erst einmal lagen aber 500 Meilen Fahrt vor uns. Bill wusste noch nicht, ob er sie durchfuhr, vielleicht wollte er auch unterwegs übernachten. Mich aber drängte es zurück.

Wieder rollten wir durch die tristen Vororte der Industriestadt. Derby - Lancaster - Luton - London. So sah die Strecke aus, die der Porsche danach unter seine Räder nahm.

Im Süden sahen wir die Umrisse der Berge. Es war klarer geworden. Die Hügel - mit viel Wald besetzt - hoben sich deutlich ab. Ein schönes Bild, vor allen Dingen dann, wenn man wusste, dass der Frühling langsam seinen Einzug hielt. Der letzte Winter hatte mich auch genug genervt.

Von der Grippe merkte ich nichts mehr. Lady Sarahs Mittel hatte ausgezeichnet gewirkt. Diese Frau war ein Phänomen. Sie wusste überall Bescheid, und ich sah es inzwischen als einen Glücksfall an, dass ich sie damals getroffen hatte.

Allerdings wurden meine Gedanken schon bald in eine andere Richtung gelenkt.

Ich dachte an die Festung. Welche Bedeutung hatte sie wohl? Und warum spielte der kranke Fred Morgan mit bleichen Gebeinen herum?

Das kam nicht von ungefähr. Der Mann musste irgendein Schlüsselerlebnis gehabt haben, das ihn so handeln hieß... Welcher Sache waren wir hier auf die Spur gekommen?

Dann dachte ich über diesen Naga nach. Er wurde als Aussteiger bezeichnet, als ein Mann, der genug hatte von der Hetze und dem Rennen des Alltags. Solche Menschen gibt es, und ich zog den Hut vor ihnen, wenn einer es schaffte, sein bisheriges Leben so einfach über Bord zu werfen und ein neues anzufangen. Ich hätte das nicht

gekonnt, da bin ich ehrlich genug. Nur glaubte ich bei Naga nicht an edle Motive.

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass bei ihm etwas anderes dahinter steckte. Er wollte bestimmt nicht nur aussteigen, sondern verfolgte ganz andere Pläne. Wenn sich jemand auf eine Südsee-Insel zurückzieht, dann kann er dort auch in Ruhe einer anderen Beschäftigung nachgehen.

Er kann eine große Sache vorbereiten - ein Verbrechen. Naga beschäftigte sich mit Zahlenmagie, einem Gebiet, von dem ich auch nicht sehr viel Ahnung hatte. Ich kannte wohl die magischen Quadrate, die von Mystikern ebenso aufgestellt worden waren wie von Mathematikern. Die Mystiker maßen ihnen besondere Bedeutung bei, vor allen Dingen verbanden sie das Entstehen der magischen Quadrate mit der Astrologie. Deshalb nannte man sie auch unter anderem Planetensiegel. Ob sich Naga allerdings mit magischen Quadranten beschäftigte, das wusste ich nicht. Überhaupt wusste ich zu wenig von ihm. Doch das er ein Gegner von mir war, daran glaubte ich allerdings fest.

Ich war gespannt darauf, ihn kennenzulernen. Allerdings würde es kaum ein Vergnügen sein, dessen war ich mir sicher.

Wir hatten mittlerweile die Berge erreicht. Auch Bill sagte nicht viel.

Sicherlich hing er ebensolchen Gedanken nach wie ich.

Die Straße war gut ausgebaut. In weiten Kurven schlängelte sie sich höher. Wenn wir über die Brücken fuhren und tief unten in die Täler schauten, rüttelte der Wind an dem flachen Wagen, aber der Porsche blieb in der Spur.

Man hatte wieder viel Wald angepflanzt. Leider nur Fichten, eine Monokultur war entstanden.

Bill fuhr plötzlich langsamer. Von der Seite her schaute ich ihn an.
»Willst du Sprit sparen, Meister Conolly?«

»Nein, aber mir passt da einiges nicht.«

»Wieso?«

»Wir werden verfolgt.«

Bill sagte das völlig emotionslos, trotzdem spürte ich das kalte Gefühl im Nacken. Eine drohende Gefahr bahnte sich an.

Ich konnte auch nicht sagen, wieso ich mir da sicher war, aber instinktiv merkte ich es doch.

»Welcher Wagen?« fragte ich.

»Ein dunkelblauer Austin Princess.«

Ich blickte in den Zweispiiegel. Der Reporter hatte nicht gelogen. Da befand sich in der Tat solch ein Wagen hinter uns.

Bill ging noch mehr mit der Geschwindigkeit herunter. Sechzig Meilen...

Der dunkelblaue Austin hielt das Tempo mit.

»Ich könnte ihm wegfahren«, meinte der Reporter.

»Kommt nicht in Frage.«

Mein Freund grinste. »Jetzt denkst du an den Sprit?«

»Nein, ich denke daran, dass ich die Typen gern mal kennen lernen möchte, die uns da auf den Fersen hocken.«

»Wie viele sind es denn?«

Ich schaute genauer in den Seitenspiegel. »Leider hat der Verfolgerwagen getönte Scheiben, so dass ich nicht viel sehen kann. Aber zwei sind es ganz sicher.«

»Soll ich abfahren?« fragte Bill.

Ich überlegte. Die Idee war nicht schlecht. Zudem kostete sie nur einige Minuten. Wenn wir abfuhren, würde es sich ja herausstellen, ob der Wagen uns wirklich verfolgte oder ob es nur ein Zufall war.

»Okay«, sagte ich zu meinem Freund. »Dann gurke mal runter. Vielleicht haben unsere Freunde weiterhin Sehnsucht.«

Bill nickte. Doch es kam anders.

Plötzlich beschleunigte der Austin hinter uns. Er wurde verdammt

schnell, huschte auf die rechte Seite, und es sah ganz so aus, als wollte er uns überholen.

»Verdammt«, knirschte Bill. »Was machen wir? Gasgeben?«
»Nein, lass ihn vorbei.«

Bill wurde noch langsamer. Der Austin schoss heran. Jetzt konnte ich auch erkennen, dass vier Männer in dem Wagen hockten. Sie schauten stur geradeaus. Ich sah es, als der Wagen mit dem Porsche auf einer Höhe war.

Dann wischte er vorbei. Doch sofort zog er scharf nach links, verringerte die Geschwindigkeit und setzte sich vor uns.

Bills Augen wurden schmal. »Die wollen tatsächlich was«, keuchte er.

Im gleichen Moment verlor der vor uns fahrende Wagen eine schwarze Flüssigkeit. Sie rann unter der Auspuffwanne her und bildete sofort einen Film.

»Scheiße, das ist Öl«, rief der Reporter, wollte den Wagen nach links ziehen, doch da griffen die Räder bereits nicht mehr. Der Porsche machte sich selbstständig.

Für uns aber begannen höllische Sekunden...

In den nächsten Augenblicken hatte ich das Gefühl, alles würde in Zeitlupe ablaufen. Vorweggenommen, wir waren angeschnallt, und das ist schon viel wert.

Bill versuchte durch Gegenlenken, den Wagen noch in der Spur zu halten, doch das war nicht mehr drin. Der Porsche brach einfach aus, denn inzwischen hatten auch die anderen Räder die Haftung mit dem Boden verloren.

Plötzlich drehte sich der Wagen um die eigene Achse, wurde zu einem Kreisel, und ich wusste nicht mehr, wo rechts oder links war.

»Verdammt, John, halte dich fest!« Bill schrie es. Gleichzeitig hörte ich auch das Horn eines Trucks.

Den Verfolgerwagen sah ich gar nicht mehr. Irgendwie hatte ich ihn

in dem Chaos aus den Augen verloren. Dafür geriet der Porsche wieder auf die trockene Fahrbahn. Allerdings schoss er nicht geradeaus weiter, sondern schräg. Er raste auf die Begrenzung zu. Und da war die hoch laufende Böschung.

»Bremsen!« schrie ich.

Bill drückte seinen Fuß auf das Pedal, die Bremsen packten ausgezeichnet. Aber die Reifen waren von einem Ölfilm überzogen, sie griffen nicht mehr.

»Ich schaffe es nicht!« keuchte Bill Conolly.

Eine Sekunde blieb uns. Ich hockte mich entspannt hin, denn gleich musste der Aufprall kommen. Plötzlich schienen die Leitplanken zu wachsen, dann gab es einen ungeheuren Krach. Wir wurden durchgeschüttelt, kippten nach vorn, wieder nach hinten, ich spürte einen brennenden Schmerz in der Brust. Als der Gurt sich spannte, bekam ich durch die Kopfstütze einen gewaltigen Schlag gegen den hinteren Teil meines Schädels. Ich hörte das Knirschen und Kreischen, da sich das Blech des teuren Porsches verbog.

Die Leitplanke hielt uns auch nicht mehr. Sie brach, als bestünde sie aus Streichhölzern. Der Porsche aber bohrte sich mit seiner Vorderfront in den schrägen Abhang.

Was noch nicht eingedrückt war, geschah jetzt. Abrupt wurde der schnelle Wagen abgebremst. Das verkraftete er jedoch nicht und stellte sich hoch.

Die Scheibe vorn zerbröselte. Neben mir hing Bill wie tot im Gurt. Ich sah das Blut aus seiner Nase rinnen und auch die Platzwunde am Kopf.

Dann war auch ich an der Reihe. Der Schlag traf mich wie ein Hammer und löschte sämtliche Lichter in meinem Gehirn aus...

Tausende von Meilen entfernt.

Die Südsee! Traumland für sonnenhungrige Touristen. Ewige

Sonne, lächelnde Menschen, hübsche Mädchen mit grazilen Figuren. Jeder Besucher bekam zur Begrüßung einen Kranz um den Hals gehängt.

Palmen im Wind, ein unüberschaubarer, herrlicher Strand, klares Wasser, ein Paradies... Es gab unzählige Inseln. Nur wenige waren zum Glück touristisch erschlossen, andere waren nicht viel größer als das Grundstück eines Reiheneigenheimes. Man konnte sie als Atolle bezeichnen, Korallenriffe, deren Spitzen über den Wasserspiegel schauten.

Die größeren Inseln waren bewohnt. Es gab jedoch auch einige, die völlig leer standen und an sich niemandem gehörten. Solch eine Chance ließen sich manch clevere Geschäftsleute nicht entgehen. Sie kauften die Inseln auf und boten sie per Inserat zahlungskräftigen Kunden in aller Welt an.

Manche sprangen auch an. Vor allen Dingen reiche Amerikaner, die nicht wussten, wohin mit den Dollars. Aber auch mancher Ölscheich hatte hier seine kleine Insel gefunden und sie sich zu einem Paradies mit allem technischen Komfort ausgebaut.

Und noch jemand hatte eine Insel gekauft. Naga!

Er gehörte zu den ersten, die solch ein Eiland erwarben. Bevor der Boom richtig begann, hatte der Japaner schon zugeschlagen und die Insel für ein paar Dollars gekauft.

Danach begann die richtige Investition. Da die Insel sehr zerklüftet und sowohl mit Bergen als auch Tropenwald bedeckt war, passte er sich der Natur an und baute sein Haus so in die Landschaft hinein, dass es kaum auffiel. Wer über die Insel hinweg flog, musste schon Spezialkameras besitzen, um Nagas Heim zu sehen. Das Haus besaß die Farbe der Vulkane und war kaum auszumachen.

Zudem lag Tag und Nacht ein gewisser Nebel über dem Eiland.

Vorbeifahrende Fischer näherten sich nie mehr als drei Meilen der Insel, die sie Hort des Satans getauft hatten. Das nicht ohne Grund.

Eingeborene, die sich dem Eiland zu stark genähert hatten, waren verschwunden und nie wiederaufgetaucht. Ein besonders Mutiger hatte sich einmal bis an die Nähe des Ufers gewagt. Er hatte den Japaner auch gesehen, eine dunkle Gestalt, die auf der Spitze eines Felsens stand und Feuer spie. So erzählte er.

Seit dieser Zeit traute sich niemand mehr an die Insel heran. Die Eingeborenen schwiegen erschreckt, wenn Fremde das Gespräch auf die Insel brachten. Dann waren sie stumm wie die Fische.

Naga hatte erreicht, was er wollte. Er konnte ruhig arbeiten und dem Dämon Referenz erweisen, der ihn gerufen hatte.

Hätte jemand sein Haus genauer untersucht, so wäre er zumindest sehr erstaunt gewesen, denn es bestand praktisch aus einem großen Raum.

Einer gewaltigen Halle von etwa vier Meter Höhe, die zur Südseite hin eine große Glasscheibe besaß.

Hinter der Scheibe begann eine enge, düstere Schlucht. Und hier stand das eigentliche Geheimnis der Insel.

Die Knochenfestung!

Sie war noch nicht fertig, denn Naga fehlten noch Gebeine, aber die würden seine Helfer ihm schon besorgen.

Immer wieder stand Naga vor dem Fenster und schaute auf die Festung.

Er hatte sie so gebaut, wie ihm der Dämon Scraal es eingab. Nacht für Nacht hörte er die Stimme in seinem Hirn. Im Halbschlaf machte er sich die Notizen, wie die einzelnen Gebeine aufzuschichten waren, damit die Festung so aussah wie die, in der Scraal hockte. Durch die Schlucht schlängelte sich ein Fluss, der von einem schäumenden Wasserfall gespeist wurde. Das Wasser drang aus einer Seitenwand, in die zahlreiche schief gewachsene Bäume ihr Wurzelwerk gekrallt hatten. Das Wasser sammelte sich in einem kleinen See und floss dann weiter. Über den Fluss führte eine

Brücke. Sie war schon fertig und bestand ebenfalls auch Knochen.

Naga war zufrieden, denn die Festung sah bereits sehr gut aus. Es fehlte nur noch das Dach. Dicht an dicht lagen die einzelnen Knochen. Sie hielten sogar einem tropischen Regenschauer stand.

Warum Scraal diese Festung gewünscht hatte, wusste Naga nicht. Er sollte den Grund erst erfahren, wenn die Festung fertig gestellt war. All das war nur möglich gewesen, weil Naga sich mit dem geheimnisvollen Gebiet der Zahlenmagie beschäftigt hatte. In einem alten Buch hatte er gelesen, dass das magische Quadrat mit der Seitenzahl 34, das sogenannten Jupiter-Quadrat, weltumspannend war. Um die Magie der Zahlen wirksam werden zu lassen, hatte er das magische Zahlenquadrat auf den Hallenboden gemalt.

In blutroten Buchstaben standen dort die Zahlen.

1.....15....14.....4

12.....6.....7.....9

8.....10.....11.....5

13.....3.....2....16

Diese geheimnisvollen Zahlen ergaben horizontal, vertikal und diagonal die gleiche Summe. Immer 34!

Wer es erfunden hatte, wusste niemand, aber in einem Kupferstich von Albrecht Dürer war es bereits zu sehen gewesen. Zum erstenmal wurden um 1400 nach Christi die magischen Quadrate beschrieben. Doch woher sie kamen, wusste niemand.

Naga hatten die Quadrate schon immer fasziniert. Er glaubte nicht nur an die reine Mathematik der Quadrate, er schloss eine mystische Lösung nicht aus.

Naga stellte große Versuche an. Er selbst bezeichnete sich als japanischer Mystiker, forschte, las viel, besorgte sich alte Bücher und kam zu einem überraschenden Ergebnis. Das Jupiter-Quadrat war so, wie man es sah, nur eine Verkleinerung. Tatsächlich aber sollte es sich über den gesamten Erdball verteilen. Die einzelnen

Quadrat, angeordnet wie ein Schachbrett, waren in Wirklichkeit gewaltig, umfassten Länder, Areale und somit die Welt.

Er wollte es wissen. Jahrelange Forschungen hatten es ihm ermöglicht, einen Teil des Geheimnisses zu lösen.

Sein Haus besaß ebenfalls einen quadratischen Grundriss. Und der war in diese kleinen Quadrate aufgeteilt. Zudem hatte er sich einen gewaltigen Globus gekauft und das magische Quadrat als eine Folie über die Kugel gespannt, so dass die einzelnen Felder mit den tatsächlichen Realitäten übereinstimmten.

Die vier Reihen entsprachen den vier Zonen. Nord, Mittel I, Mittel II und Süd.

Dann hatte Naga zu probieren angefangen. Er hatte die Zahlen hin und hergeschoben, hatte andere Reihen und Folgen gebildet und dabei finstere Beschwörungen durchgeführt. Und Naga schaffte es.

Plötzlich flutete der Geist der Hölle durch diesen riesigen Raum. Er verteilte sich und nahm auch von Naga Besitz, der die Geister, die er gerufen hatte, auf einmal nicht mehr los wurde.

Schreckliches geschah. Naga sah sich plötzlich grausamen Monstern gegenüber, unheimlich anzuschauenden Dämonen, die ihn, den Zauberlehrling, töten wollten.

Er holte das Grauen auf die Erde, doch bevor es zu stark werden und zuschlagen konnte, veränderte Naga die Zahlenreihen wieder und geriet in ein anderes Gebiet. Dann tat sich für ihn eine andere Dimension auf, er sah neue Monster, schaute in ein Pandämonium hinein, das ihm all seinen Schrecken offenbarte und damit auch sein eigenes Denken und Fühlen ungeheuer beeinflusste.

Naga - schon immer ein Eigenbrötler - wurde noch schlimmer. Er wurde zu einem Menschenhasser, der andere nur noch als seine Werkzeuge benutzte.

Bei einer Zahlenkombination sah er plötzlich die Festung. Auch sie lag in einer anderen Dimension, und er hörte das Heulen und

Zähnekklappern, das dort herrschte.

Er vernahm auch etwas anderes. Einen Ruf.

Naga ignorierte ihn nicht, stellte sich geistig darauf ein und bekam so den ersten Kontakt zu Scraal, dem dreiköpfigen Dämon. Scraal saß in der Festung, und er wollte raus. Er fragte Naga, ob er ihm dabei helfen würde.

Naga stimmte zu. Er dachte nur an seinen Vorteil, denn ein Dämon, der ihm zur Seite stand, ließ ihn ungeheuer mächtig werden.

Bedingungslos ging er auf Scraals Vorschläge ein.

Er erfuhr von dem Dreiköpfigen, dass er auch der Pestdämon genannt wurde, weil sein schwarzer Atem für andere tödlich war. Naga wusste auch, dass man Scraal gefangen hatte, und er versprach, alles zu seiner Befreiung zu unternehmen.

Gedanklich gab ihm Scraal seine Bedingungen bekannt. Naga führte sie aus.

Zuerst besorgte er sich Helfer. Er fand sie Überall auf der Welt. In Europa ebenso wie in Asien, Afrika oder Amerika. Ein Jahr dauerte es, bis er sein Netz gesponnen hatte. Dann aber stand es. Keine Polizei, kein Geheimdienst merkte, was sich da im Hintergrund zusammenbraute. Naga operierte im Stillen.

Seine Leute räumten Totenhäuser aus, stahlen Gebeine, raubten Leichen und schafften die makaberen Funde auf die Insel. Dort machte sich Naga daran, eine Festung zu bauen, die ebenso aussah wie die zwischen den Dimensionen.

Er geriet in einen Rausch. Jeden Abend sprach er gedanklich mit seinem geistigen Führer, und Scraal zeigte sich von der Arbeit seines Dieners beeindruckt.

Bis zu dem Tag, als Naga erfuhr, dass ein Reporter Wind von der Sache bekommen hatte. Da reagierte er kalt und überlegt. Er lud den Reporter ein, der auch auf der Insel eintraf und von Naga sehr zuvorkommend behandelt wurde.

Am zweiten Tag jedoch zeigte Naga dem Mann sein wahres Gesicht. Er führte diesen Fred Morgan auf sein magisches Schachbrett und verschob die Zahlen.

Plötzlich entstanden andere Konstellationen. Die Mathematik war durcheinander. Gleichzeitig reagierte die Magie mit, und Weltentore öffneten sich, in die Fred Morgan hineinschauen konnte.

Was er sah, war so grausam und schrecklich, dass sich sein Verstand weigerte, die Dinge aufzunehmen. Morgan drehte durch und wurde wahnsinnig.

Naga aber lachte. Er dachte erst daran, Morgan zu töten, dann jedoch änderte er seinen Plan und schickte den Mann per Flugzeug nach England. Er konnte allerdings nicht wissen, dass Morgan zwischendurch einen lichten Moment gehabt hatte und einen Bericht über seinen Besuch auf der Insel schrieb.

Der wurde auch abgedruckt und rief andere Leute auf den Plan. Einen gewissen John Sinclair.

Das hatte Naga erfahren, indem er wieder die Zahlen verschob und einen Blick in die Gegenwart tat. Tausende von Meilen entfernt konnte er in dem Quadrat wie durch ein Fenster beobachten und merkte, dass dieser Sinclair und sein Freund sich bereits auf der richtigen Spur befanden. Sie hatten Fred Morgan in der Anstalt einen Besuch abgestattet. Der Reporter war wieder vom Wahnsinn umkrallt worden, aber er redete über die Festung, was dem Japaner Überhaupt nicht passte.

Überall hatte er seine Helfer, mit denen er auch in Verbindung stand.

Einige von ihnen trieben sich zur Zeit in Rom herum, wo sie nach alten Gräbern suchten, um Gebeine zu stehlen. Die rief Naga ab.

Vier Männer flogen sofort nach England und bekamen den Auftrag, die beiden Leute auszuschalten, die so vorwitzig waren und Naga verfolgten.

Dabei waren es keine normalen Menschen, sondern präparierte. Sie gehorchten nicht sich selbst, Naga hatte sie voll unter Kontrolle. Fernhypnose.

Diese vier mussten genau das tun, was der Japaner wollte. Sie führten jeden Auftrag durch, ohne irgendeine Frage zu stellen, da ihr Gewissen nicht mehr funktionierte. Für sie gab es nur Naga.

Jetzt hoffte der Japaner nur noch, dass seine Leute Erfolg haben würden. Alles sah ganz danach aus...

Weit entfernt vernahm ich die Stimmen. Auch die Flüche, hörte einen Krach und jemand schimpfte. »Ich kriege die Tür nicht auf, verdammt, sie klemmt!«

Tür? Klemmen? Plötzlich erinnerte ich mich wieder. Da war die Fahrt gewesen, der Verfolgerwagen, das Öl auf der Fahrbahn, und dann hatten wir die Leitplanke geküsst. Ich öffnete die Augen. Lange konnte ich nicht bewusstlos gewesen sein, höchstens Sekunden, denn es war alles noch wie zuvor. Bill hockte neben mir. Er hing in seinem Gurt. Der rechte Arm hing nach unten, die Fingerspitzen berührten den Boden. Auf der Oberlippe war das Blut ebenso getrocknet wie auf der Schläfe. Wenn man Bill so liegen sah, konnte man einen Schreck bekommen.

Die Frontscheibe des Porsches existierte nicht mehr. Die Wucht des Aufpralls hatte sie aus dem Rahmen geschlagen. Dafür gab es die vier Kerle, die den Wagen umringt hatten und von denen sich einer vergeblich bemühte, die Fahrertür aufzuziehen.

Vier Gegner! Und ich war allein, dazu noch angeschlagen.

Ich peilte rechts an der Frontscheibe vorbei und sah weiter vorn einen Truck stehen. Der Fahrer lief auf den Porsche zu. Sofort löste sich einer der Männer und eilte dem Mann entgegen.

Ein weiterer ging um den Porsche herum, um bei mir die Tür aufzureißen. Als er sich noch auf dem Weg befand, löste ich bereits

die Halterung des Gurts.

Der Kerl merkte es nicht. Mit einem heftigen Ruck zog er die Tür auf und starrte mich an. Ich spielte den Halbtoten und blinzelte unter den fast geschlossenen Augendeckeln hervor.

Wie auch seine Kumpane trug dieser Kerl ebenfalls dunkle Lederkleidung und kurz geschorene Haare. Sein Gesicht zeigte einen brutalen Ausdruck, die kleinen Augen blickten starr und böse.

Der Mann beugte sich vor und fasste mich unter. Ich hätte jetzt schon eingreifen können, doch ich wartete ab, bis sich eine günstigere Gelegenheit ergab.

Und die kam.

Der Mann hatte mich halb aus dem Wagen gehievt, als ich angriff. Mein rechter Arm fuhr hoch. Noch in derselben Sekunde sauste meine Handkante nach unten.

Es wurde ein Volltreffer.

Der Typ hatte wirklich nicht damit gerechnet. Der Hieb schüttelte ihn für einen Moment durch, dann gaben seine Knie nach, und er fiel zu Boden, wobei er mich mitriss. Ich kam sofort wieder hoch und fingerte nach meiner Beretta.

Ein Blick.

Der Lastwagenfahrer wurde von einem der Männer ins Gebüsch gezerrt.

Dabei hatte er nur helfen wollen. Die Quittung bekam er nun ausgezahlt.

Leider konnte ich ihm nicht beistehen, denn ich musste mich um Bill kümmern, der von zwei Lederjacken angegriffen wurde.

Sie hatten die Tür inzwischen aufgezogen und waren dabei, den Reporter aus dem Wagen zu ziehen. Dass ich einen ihrer Freunde ins Reich der Träume geschickt hatte, war ihnen noch nicht bewusst geworden.

Lautlos jagte ich um den Porsche herum und stieg wieder die

Böschung hoch. Die Beretta hielt ich in der rechten Hand. Sie eignete sich auch vorzüglich als Schlaginstrument, denn töten wollte ich nicht.

Ich kam gut an sie heran. Bis mich der Kerl sah, der den Truckdriver niedergeschlagen hatte. Und er brüllte einen Warnruf.

Da war mein Arm bereits schon unterwegs. Der Lauf wuchtete gegen den Kopf des Typs, der rechts vor mir stand. Er zuckte noch einmal hoch und fiel zu Boden, wobei er den Halt verlor und die schräge Böschung hinunterpurzelte.

Den zweiten schaffte ich nicht so leicht. Er wich dem Berettahieb aus, wand sich wie ein Aal und rammte seinen Kopf vor.

Diesmal kam ich nicht schnell genug weg und musste einen Stoß in den Magen voll nehmen.

Plötzlich ging es mir schlecht. Der Typ hatte einen Schädel aus Eisen.

Ich hätte mich übergeben können, als ich zurücktaumelte. Er umkrallte meine Hüfte und schleuderte mich zu Boden. Kaum hatte ich die Erde berührt, als ein Tritt mir die Beretta aus der Hand fegte. Die Waffe wirbelte davon und blieb irgendwo im Gras liegen.

Inzwischen war auch der zweite Mann herangekommen. Wenn die beiden mich ausschalten wollten, mussten sie sich verdammt beeilen. Es hielt zwar keiner an, doch ich war sicher, dass irgend jemand die Polizei alarmiert hatte.

Ich hatte gedacht, dass sie nur mit den Fäusten kämpfen würden, doch das erwies sich als Irrtum. Beide gleichzeitig griffen sie unter ihre dunklen Lederjacken und holten Instrumente hervor, die mich das Fürchten lehrten.

Es waren schmale biegsame Sägeblätter, etwas dicker als die Laubsägen eines Schülers. Die Blätter besaßen an ihrem Anfang und auch am Ende, zwei Holzgriffe. Wie die beiden diese widerlichen Waffen hielten, das ließ auf Routine schließen.

Ich lag am Boden und bekam Angst. Ich wusste nicht, wofür die Männer die Waffen brauchten, aber sicherlich nicht zum Spaß. Sie zischten sich etwas zu.

Dann lag der erste flach. In meiner Wut hatte ich zugetreten und ihn dabei zu Boden gehebelt. Er war völlig überrascht, genau wie sein Kumpan.

Ich wollte die Gunst der Sekunde nutzen und aufstehen. Mitten in der Bewegung, quasi auf halber Höhe, warf sich der andere nach vorn. Mit beiden Fäusten hielt er die Griffe der Säge umklammert. Das harte Metall schimmerte bläulich. Und die Zähne der Säge zeigten genau auf meinen Hals.

Das überlebte ich nicht, wenn sie zum Zuge kamen. Mir blieb noch eine Chance, denn der zweite Kerl erholte sich bereits von meinem Niederschlag und stand auf.

Ich zog ein Bein an, ließ es wieder vorschnellen und traf den Lederjackenmann, bevor mich die verdammt Säge auch nur berührte.

Der Kerl hatte so viel Wucht in seinen Sprung gelegt, dass ich ihn gar nicht richtig stoppen konnte. Er kam zwar aus dem Tritt, fiel aber trotzdem auf mich zu.

Ich winkelte den Arm an und stieß ihn hart zur Seite. Mein Ellbogen traf ihn seitlich am Kopf.

Jetzt reichte es. Der Kerl dröhnte neben mir gegen die Karosserie des Porsches. Ich packte sofort zu und wuchtete ihn auf seinen Kumpan zu, der soeben wieder auf den Füßen stand. Gemeinsam gingen die beiden zu Boden.

Nun hatte ich freie Bahn. Ich zeigte den heimtückischen Burschen, was man beim Yard so an Karate beigebracht bekommt.

Der erste machte einen Flug mit Bruchlandung. Der zweite war störrischer. Er wollte mir das Sägeblatt noch durchs Gesicht ziehen, doch ein Kniestoß riss ihn von den Beinen. Als er aufsprang war ihm meine Handkante im Weg.

An dem Treffer hätte jeder Profi seinen Spaß gehabt. Der heimtückische Lederjackenträger verdrückte die Augen und verabschiedete sich, während sein Kumpan gekrümmt im Gras der schräg verlaufenden Böschung lag.

Ich atmerte auf.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß aus der Stirn. Das war geschafft. Zuerst suchte ich meine Beretta. Erst jetzt sah ich, dass einige Wagen gestoppt worden waren. Sie standen am Rand, die Fahrer waren ausgestiegen und schauten zu mir rüber, wobei sie sich in respektvoller Entfernung hielten.

Es griff niemand ein. Dass ich mit vier Männern fertig geworden war, hätten sie wohl auch nicht gedacht.

Nur Bill sagte etwas. »Besser hätte ich es auch nicht machen können, John.«

Ich drehte mich um. Bill befühlte stöhnend seinen Kopf und hatte Mühe, sich aufzurichten. »Du hast es gerade nötig«, sagte ich. »Verabschiedest dich und lässt mich die Arbeit machen.«

»Du wirst ja auch dafür bezahlt.«

Ich grinste ihn an. »Alles klar sonst?«

»Sicher.«

Mich wunderte nur, dass niemand außer uns noch durch die Leitplanke gerast war. Vielleicht hatten die Fahrer die Öllache früh genug bemerkt.

Die Beretta fand ich einige Yards entfernt liegend. Ich steckte sie ein und kümmerte mich um die vier Knaben. So verstreut wollte ich sie nicht in der Gegend liegen lassen. Ich packte sie an den Schultern und legte sie nebeneinander ins Gras. Die konnten uns bestimmt einiges erzählen.

Bill war wieder auf die Beine gekommen. Ich zeigte ihm die gefährlichen Sägen. »Damit hatten sie uns rasieren wollen.«

Der Reporter bekam eine Gänsehaut. »Verdammtd, da haben wir

noch mal Glück gehabt.«

»Kannst du wohl sagen.«

»Und was ist mit dem Wagen?«

»Schau ihn dir doch an. Den kannst du wegschmeißen.«

Da hätte ich gar nicht mal unrecht. Der Porsche hatte wirklich nur noch Schrottwert. Alles war verbogen und verklemmt. Die Kühlerhaube erinnerte mich an eine Ziehharmonika. Scheiben waren kaum noch vorhanden, nur an der Seite ein paar Fragmente, das war alles. Und dabei war Bill immer so stolz auf seinen Wagen gewesen. Aber so kann es kommen. Wir konnten dem Herrgott danken, dass nicht mehr passiert war.

Dann hörten wir das Heulen der Sirenen. Die Polizei rauschte an. Es wurde auch Zeit. Die Wagen fuhren an den Straßenrand und wurden hart gestoppt. Drei waren es insgesamt. Zwei Polizisten kümmerten sich sofort um die große Öllache. Sie hatten Sägespäne mitgebracht und streuten sie über die dunkle, schmierige Flüssigkeit.

Der Steifenführer kam auf Bill und mich zu. Sein Gesicht sah nicht gerade freundlich aus, und wie vor eine Wand gelaufen, blieb er stehen, als er die vier am Boden liegenden Kerle sah. »Was ist passiert?«

Ich gab erst keine großen Erklärungen ab, sondern zeigte ihm sofort meinen Ausweis. »Scotland Yard?« Er zeigte sich überrascht.

»Ja. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Sergeant Dennis O'Reighly, Sir.«

»Danke, Sergeant. Viel zu erklären gibt es ja nicht. Wenn Sie die Öllache auf der Fahrbahn sehen, haben Sie bereits die Hälfte. Die Kerle waren uns auf den Fersen, überholten uns und ließen das Öl ab, das auf die Fahrbahn floss. Wir konnten nicht mehr ausweichen und sind voll durch die Lache gerutscht. Den Erfolg sehen Sie.« Ich zeigte auf den demolierten Porsche. »Danach gab es dann eine kleine Auseinandersetzung mit den vieren.«

»Haben Sie die alle geschafft?« fragte O'Reighly erstaunt.

»Mit Glück.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Kaum glaublich, Sir, kaum glaublich. Aber wenn Sie es sagen. Und was ist mit Ihrem Begleiter?«

»Er hat einiges mehr abbekommen. Ich bin dafür, dass ein Arzt ihn untersucht, aber zuerst müssen wir uns um die vier Männer kümmern. Wo kann man die hinschaffen?«

»Wir gehören zum Polizeibezirk Stockport. Unsere Zellen reichen aus.«

»Das ist gut, Sergeant. Ich will die Typen nämlich noch verhören.«

Dann bat ich ihn, dass sich seine Leute um den Lastwagenfahrer kümmern sollten, der mir hatte helfen wollen. Auch das geschah. Der Porsche konnte ebenfalls abgeschleppt werden. Bill entnahm ihm nur noch einige persönliche Sachen.

Anschließend stiegen wir in die Wagen und brausten ab nach Stockport.

Ich hatte vorgehabt, noch in derselben Nacht nach London zurückzukehren. Daraus wurde nun nichts. Ich aber war gespannt, was uns die Kerle zu sagen hatten.

Wenn überhaupt...

Stockport sah etwas freundlicher aus als Manchester. Vielleicht kam es daher, weil es im Süden von Bergen umgeben war. Ich hatte mich wieder erholt, und auch Bill ging es besser. Eine Gehirnerschüttung war nicht zurückgeblieben.

Wir fuhren nicht in irgendein Revier, sondern direkt zum Hauptsitz der Polizei. Es lag in der City, allerdings ein wenig abseits vom Trubel. Vor dem Gebäude durchbrachen grüne Flächen die abgeteilten Parkplätze.

Der Bau stand erst drei Jahre, wie mir der Sergeant berichtete. Und

er war nach den neuesten Gesichtspunkten hochgezogen worden. Die Wagen fuhren auch nicht bis vor das große Eingangsportal, sondern steuerten einen seitlichen Einlass an. Er lag etwas tiefer, eine schräge Piste führte hinunter.

»So gelangen wir direkt in die Nähe der Untersuchungszellen«, machte mir O'Reighly klar. Das war praktisch.

Die Gefangenen hatten inzwischen Handschellen bekommen. Sie waren auch wieder aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht und wurden aus den Wagen gehievt. Noch ziemlich wackelig in den Knien, gingen sie vor den Polizisten her und wurden in den Kellertrakt geführt, wo auch die Zellen lagen und ein großes Vernehmungszimmer, wie man mir sagte.

Bill und ich gingen in die Waschräume. Wir wollten uns etwas frisch machen. Auf eine Dusche verzichteten wir. Der Reporter verpflasterte sich, während ich mich wusch. »Willst du Sheila anrufen?« fragte ich ihn.

Bill verzog das Gesicht, weil er mit einem feuchten Lappen seine Stirn berührte. »Wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben«, meinte er zerknirscht.

»Die wird sich freuen.«

»Da sagst du was.«

»Dabei kann sie froh sein, dass alles noch so glimpflich abgelaufen ist.«

Bill gab mir recht. Dann meinte er: »Weißt du, John, ich habe die ganze Zeit überlegt, was die Kerle wohl mit ihren Sägen vorhatten. Die haben doch nicht auf uns gewartet, um uns damit zu attackieren. Die brauchen die doch für etwas völlig anderes.«

»Das stimmt.«

»Und? Hast du einen Verdacht?«

»Ja. Er ist so ungeheuerlich, dass ich ihn kaum auszusprechen wage. Denk an die Gebeine.«

»Habe ich mir auch schon vorgestellt. Na ja, wir werden es sicherlich bald erfahren.«

»Hoffentlich.«

Ich war fertig. Bill brauchte noch ein paar Minuten. Eine Zigarette vertrieb mir die Wartezeit. Dann nickte der Reporter mir zu. »Wir können, John. Bin gespannt, was uns die vier flüstern werden.«

Einen Führer brauchten wir nicht, da wir uns schon vorher erkundigt hatten, wo die große Vernehmungszelle lag. Wir mussten nur die Waschräume verlassen und etwa fünfzig Yard den Gang durchgehen.

Links lagen die Einzelzellen, gegenüber befand sich die große Doppeltür, die zum Vernehmungsraum führte.

Vor der Tür standen zwei Polizisten. Sie grüßten, als wir ankamen. Einer hielt uns die Tür auf. Wir waren die letzten. Die vier Gefangenen hockten vor einem langen Tisch. Gegenüber saß Sergeant O'Reighly. Neben ihm waren noch zwei Stühle frei. Die gehörten uns.

Vier weitere Polizisten hatten vor der Wand im Hintergrund Platz genommen.

Ein Aufnahmeband war startbereit. Kaffee dampfte in schalenähnlichen Tassen, und wir nahmen Platz. Auf die braune Brühe freute ich mich wirklich. Ich trank einen Schluck. Der Sergeant schaute mich an. »Sind Sie bereit, Sir?« Ich nickte.

»Dann bitte.«

Auf Suala-Hor war alles friedlich. Die Dunkelheit lastete über der Insel, aber der äußere Eindruck täuschte gewaltig. Nichts war in Ordnung, denn Naga zeigte sich wütend wie selten.

Sein gelblich schimmerndes Gesicht hatte sich zur Fratze verzerrt. Er stieß Zischlaute aus und stand kurz vor dem überkochen. Naga wusste, was mit seinen Leuten geschehen war. Sie hatten es nicht

geschafft. Die beiden anderen Männer waren stärker gewesen und hatten die vier Männer überwältigt, trotz zahlenmäßiger Überlegenheit. Das war für Naga ein harter Schlag gewesen, denn auf die vier hatte er sich fest verlassen. Nun musste er sehen, wie er zurechtkam.

Er konnte sich gut vorstellen, dass die Polizisten jetzt nicht lockerließen.

Sie würden eiskalt sein und seine Leute durch die Verhörmühle drehen.

Ob sie den Tricks dieser Männer standhielten, war fraglich. Man musste etwas tun. Und jetzt zeigte es sich, wie raffiniert dieser Naga schon zuvor gedacht hatte. Nicht umsonst hatte er seine Leute unter Fernhypnose gesetzt. Er war gedanklich mit ihnen verbunden und konnte sich auch aus dieser Entfernung mit ihnen verständigen. Sie gehorchten seinen Anweisungen, taten alles. Diese Hypnose war ungeheuer stark, und Naga verstand es, die Gedanken seiner Vasallen bis zum bitteren Ende zu beeinflussen.

Sein Hass gegen die Weißen war groß. Er hatte nicht vergessen, dass vor Jahren die erste Atombombe über Japan gefallen war, und dafür wollte er sich heute noch rächen.

Naga trat bis dicht vor die große Scheibe und schaute hindurch. Die Festung war noch nicht ganz fertig, aber sie würde es bald sein. Daran konnten ihn auch seine Feinde nicht hindern. Er hatte Scraal etwas versprochen, das musste er halten.

Abrupt drehte er sich um und schritt langsam über das magische Quadrat. Er starrte auf die Zahlen.

In diesem Fall war die nördliche Hälfte betroffen. Hier musste er den Hebel ansetzen, denn nur durch die ungemein starke Magie der Zahlen war es ihm überhaupt möglich zu reagieren, und zwar so, dass die anderen ihr blaues Wunder erlebten.

Naga hockte sich hin und konzentrierte sich. Seine Fernhypnose

begann auf eine grausame Art und Weise zu wirken...

Ich schaute in die Gesichter der vier Männer. Kein Muskel regte sich dort. Sie sahen glatt aus, die Pupillen wirkten irgendwie starr. Zu starr für meinen Geschmack.

Ich unterbrach die Stille des Raumes mit einer Frage, die jedoch nicht den vier Gefangenen galt, sondern Sergeant O'Reighly.

»Sind die Männer eigentlich ärztlich untersucht worden?«

»Ja, Sir.«

»Und?«

Der Sergeant hob die Schultern. »Nichts, Sir. Der Arzt hat keine körperlichen Schäden festgestellt. Warum fragen Sie?«

»Mir gefällt der Ausdruck in den Augen nicht.«

»Der ist mir auch schon aufgefallen. Haben Sie denn einen Verdacht, Sir?«

»Ich weiß nicht so recht.«

Bill sagte etwas, das so ziemlich den Kern des Problems betraf.

»Sieht aus, als stünden sie unter Hypnose. Dieser starre Ausdruck ist mir bekannt.«

Da hatte der Reporter sogar recht. Auch mir kamen sie vor, als wären sie nicht mehr Herr ihrer Gedanken. Ob Naga, der ja angeblich in der Südsee hockte, seinen Einfluss so weit ausbreiten konnte? Wenn ja, dann war er ein Phänomen.

»Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache«, sagte der Reporter und zündete sich eine Zigarette an.

Trotzdem wollte ich nicht aufgeben, sondern stellte die Fragen. Harmlos fing es an. Ich erkundigte mich bei den vier Gefangenen nach ihren Namen.

Schweigen. Ich fragte noch einmal. Wieder nichts.

Sie waren nicht bereit, auch nur einen Ton zu sagen. Natürlich hatte man sie untersucht und auch Pässe gefunden. Die reichte mir der

Sergeant.

Ich schaute hinein.

Namen sind wie Schall und Rauch. Bestimmt waren sie falsch. Zwei davon schienen Italiener zu sein, die anderen beiden hörten auf englische Namen.

Ich legte die Pässe wieder zur Seite. Das brachte nichts, wenn ich da weiterblätterte. »Ihr kennt den Japaner, Naga?«

Ich bekam keine Antwort, aber in den Augen der vier zuckte es für einen kurzen Moment auf.

»Also ja.«

Keine Bestätigung.

»Naga lebt doch auf einer Insel in der Südsee. Wie nehmt ihr untereinander Kontakt auf?« Schweigen.

»Schreibt er euch, ruft er euch an?« Vier stumme Fische hockten vor mir.

Ich beugte mich etwas nach vorn. »Oder steht ihr unter seinem hypnotischen Einfluss?« Wieder verriet das Zucken in ihren sonst starren Pupillen, dass ich ins Schwarze getroffen hatte. Ich wusste jetzt also, wie Naga es machte.

»Er baut eine Festung, nicht wahr?« fragte ich. Schweigen.

»Ist sie schon fertig?«

Wieder keine Reaktion. Sie saßen da wie Puppen und stierten uns nur an.

»Ob es überhaupt noch Zweck hat, Sir?« wandte sich Sergeant O'Reighly an mich.

»Das frage ich mich auch.«

Es ist wirklich schwer, aus Menschen, die unter Hypnose stehen, etwas herauszubekommen. Da muss man schon zu ganz besonderen Tricks greifen, aber die waren mir im Augenblick unbekannt. Schließlich bin ich kein Fachmann. »Sollen wir einen Psychologen hinzuziehen?« schlug Sergeant Dennis O'Reighly vor. »Wir leben

hier zwar ein wenig auf dem Lande, haben aber zwei ausgezeichnete Kapazitäten, die den Bann vielleicht durchbrechen können.«

Ich überlegte. Der Vorschlag hatte einiges für sich. Psychologen konnten es wirklich schaffen. Aber sie brauchten Zeit. Und das sah ich als einen Nachteil an. Wenn ich mich jetzt noch Stunden mit dem Verhör beschäftigte und es kam dabei nichts heraus, weil Naga sie vielleicht gar nicht richtig informiert hatte, ärgerte ich mich doppelt. Denn ich hatte mich inzwischen längst entschlossen, einen Trip in die Südsee zu machen. In Java hatte ich ja schon einmal ein Abenteuer erlebt und dort gegen eine Hexe gekämpft. »Noch einen letzten Versuch?« fragte der Sergeant. Er wollte natürlich auch gern wissen, was es mit den vier Burschen da vor ihm auf sich hatte.

Ich stimmte zu.

»Es nutzt euch nichts, wenn ihr den Mund nicht aufmacht«, sagte ich.

»Naga lässt euch fallen, glaubt mir.«

Sie schauten mich nur an.

Dann sahen wir doch eine Reaktion. Der Mann, der mir genau gegenüber hockte, öffnete plötzlich den Mund.

»Jetzt sagt er was!« flüsterte Bill Conolly.

Nein, er sagte nichts. Der Mann schloss seinen Mund wieder und atmete aus.

Ein pfeifendes Geräusch, und gleichzeitig verzerrte sich sein Gesicht, als stünde er unter ungeheuerem Stress. Seine Augen schienen aus den Höhlen zu quellen, er keuchte und atmete schwer, ein Stöhnlaut drang aus seinem Mund, dann kippte er langsam nach vorn und schlug mit der Stirn schwer auf die Tischplatte.

Bevor wir reagieren konnten, geschah noch etwas anderes. Sein Nebenmann sprang plötzlich auf, riss die Arme hoch und presste die Hände gegen sein Gesicht.

Wir saßen einen Moment wie erstarrt auf unseren Plätzen.

»Verdammtd, was ist das?« fragte der Sergeant. Seine Stimme klang krächzend.

Ich konnte ihm auch keine Antwort geben, fing jedoch einen fragenden Blick von Bill Conolly auf. Auch der Reporter war ratlos, denn wir kamen uns vor wie Statisten in einem höllischen Spiel.

Der Mann, der aufgesprungen war, wollte seine Hände noch weiter auseinanderreißen, doch er schaffte es nicht mehr, da ihn die Handschellen daran hinderten. Dann stieß er einen gellenden Schrei aus, fiel zusammen und rutschte vom Stuhl. Schwer schlug er zu Boden.

Die Polizisten wollten voreilen. Ich hielt sie durch einen scharfen Ruf zurück. Diese Sache hier musste ich allein durchstehen. Etwas Schreckliches ging hier vor, unerwartet hatte das Grauen zugeschlagen.

Zwei saßen noch auf ihren Plätzen. Sie hatten die Hände auf den Tisch gelegt, und ich sah, wie sich ihre Finger zusammenzogen. Aus den Händen wurden Fäuste.

Im nächsten Augenblick schoss ihnen das Blut aus Nasen, Ohren und den Augen.

Es war wie ein Schwall, eine grauenhafte, schlimme, alpträumhafte Szene. Die Gesichter wurden zu Fratzen, kaum zu verstehende Laute drangen über die Lippen, und im nächsten Augenblick brachen auch die beiden zusammen.

Sie warfen ihre Stühle um und fielen mit ihnen zu Boden, wo sie liegen blieben. Nur einer noch hockte auf seinem Stuhl. Der Kopf des Mannes jedoch lag auf dem Tisch.

Ich war ebenfalls aufgesprungen, beugte mich jetzt über den Tisch, griff in die Haare des Mannes und hob den Kopf an.

Dann sah ich sein Gesicht.

Ich möchte eine Beschreibung hier vermeiden. Nur soviel sei gesagt: Der Mann besaß kein Gesicht mehr. Es war weggeplatzt,

irgendeine Kraft hatte es zerstört.

Erschüttert ließ ich den Kopf sinken. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, viel hatte ich schon gesehen, aber dieses hier war besonders schlimm.

Hier hatte das Grauen hart und brutal zugeschlagen. Und es wurde nicht von hier aus gesteuert, sondern aus der Ferne. Ich konnte mir gut vorstellen, dass dieser Naga der Initiator war. Wenn das wirklich stimmte, musste der Mann eine ungeheuere Macht besitzen.

Auch Bill Conolly und Sergeant O'Reighly waren aufgesprungen und liefen um den langen Tisch herum. Wir wollten nach dem Mann schauen, der zuerst zu Boden gefallen war. Auch er lebte nicht mehr. Sein Kopf war zerstört.

Alle vier waren tot. Eines unheimlichen Todes gestorben, den keiner hier im Raum begreifen konnte.

Ich hörte die Tür, drehte mich um und sah, dass zwei Polizisten mit leicht grünen Gesichtern verschwanden. Sie hatten den schrecklichen Anblick nicht mehr ertragen können.

Auch O'Reighly war blass. Ebenso Bill. Mir erging es sicher nicht anders.

Der Sergeant musste sich zweimal räuspern, bevor er eine Frage stellen konnte. »Haben... haben Sie eine Erklärung, Mr. Sinclair?« flüsterte er rauh.

Die hatte ich nicht. Ich wischte allgemein auf den Begriff Fernhypnose aus.

Mit einem Taschentuch wischte sich der Sergeant über die Stirn. So etwas hatte er noch nie erlebt. Bill reichte Zigaretten. Dann verließen wir den Raum. Niemand wollte länger als nötig bleiben.

Über ein Telefon im Gang wurde der Arzt alarmiert. Bis er eintraf, rauchten wir schweigend. Ich übernahm es dann und informierte ihn.

Gleichzeitig mit ihm traf auch die Mordkommission ein. Sie hatte jetzt einen Fall zu bearbeiten, der im eigenen Haus passiert war.

Auch die Männer zeigten sich erschüttert. Und sie waren allerhand gewohnt.

Plötzlich glich der Keller einem wahren Tollhaus. Alle redeten durcheinander, aber ich sah auch viele ratlose Gesichter. Niemand wusste so recht, was er von dem Fall halten sollte. Und eine Erklärung konnte ich auch nicht geben.

Sogar der Polizeipräsident wurde eingeschaltet. Mit ihm sprachen Bill und ich persönlich. Vom Büro des Polizeichefs telefonierte ich auch mit London.

Superintendent Sir James Powell, mein Chief, hörte sehr genau zu. Auch er zeigte sich über die grausamen Verbrechen erschüttert und hatte nichts dagegen, dass ich den Initiator suchen wollte.

»Aber wann kommen Sie nach London?« wollte er wissen.

»So rasch wie möglich.« Ich räusperte mich. »Bill Conollys Wagen hat einen Totalschaden erlitten. Der gute Bill muss sich einen neuen zulegen. Wir werden dann wohl mit dem Zug kommen.«

»Ich lasse Sie vom Bahnhof abholen.«

»Das wäre nett, Sir.«

Der Polizeichef hatte mitgehört. »Was sagen Sie da von einer Fernhypnose? Ist das Ihr Ernst oder nur eine Vermutung?«

»Beides. Doch um es genauer herauszufinden, muss ich in die Südsee fliegen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er verstand mich nicht, meinte aber. »Wenn ich mir Ihren Sonderausweis ansehe, ist der ja wohl nicht ohne Grund ausgestellt worden.«

»Das kann man sagen.«

»Werden Sie mir denn Bescheid geben, wenn Sie den Fall gelöst haben?«

»Mache ich.«

»Und was geschieht mit den vier Männern?«

Ich hob die Schultern. »Sie werden wohl hier in der Stadt begraben

werden. Wahrscheinlich will sich ja noch der Arzt mit ihnen beschäftigen. Eine Obduktion würde ich auf jeden Fall vorschlagen.«

»Das ist auch meine Meinung.«

Wir blieben noch über eine Stunde im Polizeigebäude, bis uns jemand zum Bahnhof fuhr. Wir hatten ein paar Minuten Zeit. Der Zug Manchester London war noch nicht eingelaufen.

Bill Conolly war ziemlich still, als wir in der Bahnhofsgaststätte eine Tasse Kaffee tranken. Der Vorgang hatte den Reporter sehr erschüttert.

»Trotz allem fahre ich mit in die Südsee«, sagte er.

Ich wiegte den Kopf. »Wird ein teurer Spaß für dich, Bill.«

Der Reporter lachte auf. »Das ist mir meine kleine Rache wert. Schließlich hat dieser verdammte Naga indirekt meinen Wagen auf dem Gewissen. Ich habe noch eine Abrechnung.«

»Wie du willst.« Ich trank meine Tasse leer.

»Nimmst du Suko auch mit?«

Ich nickte. »Klar.«

»Dann sind wir ja unschlagbar«, meinte Bill. Aber es klang nicht sehr überzeugend. Wie auch ich wusste mein Freund ganz genau, dass uns dort die Hölle erwarten konnte. Wir betraten fremdes Territorium, würden in eine uns völlig unbekannte Welt geraten, in der ein Mann regierte, von dem wir nicht wussten, ob er ein Mensch oder ein Dämon war. Vielleicht auch beides, ein Mensch-Dämon, wie mein spezieller Freund Dr. Tod.

Ich bezahlte den Kaffee und wir verließen die Gaststätte. Es war trüber geworden. Aus niedrig hängenden Wolken rieselte ein feiner.

Sprühregen, der überall durchging und mit der Zeit sogar die Haut nässte.

Der Zug lief ein. Eine lange Schlange schmutziger Wagen, an deren Außenhaut das Wasser in Streifen herabließ.

Wir stiegen ein. Der Zug war gut besetzt, trotzdem fanden Bill und ich einen Platz, wo wir ungestört waren. Es gelang mir sogar, die Augen zu schließen und ein wenig zu schlafen. Das Fahren machte mich immer müde. Einmal wurde ich geweckt, als Fahrkartenkontrolle war. Danach schlief ich weiter und wachte erst kurz vor London wieder auf. Bill hatte noch immer die Augen zu. Ich weckte auch ihn.

Eine Viertelstunde später verließen wir den Zug an der Victoria Station.

Sofort überfiel uns der Lärm und das Gesumme eines gewaltigen Bahnhofs.

Ich erkannte einen Kollegen von der Fahrbereitschaft und winkte ihm zu.

Der Wagen wartete vor dem Bahnhof. Wir stiegen ein. Bis zum Yard Building war es nicht mehr weit. Inzwischen hatte sich längst die Dunkelheit über das Land gelegt, doch für mich gab es noch keinen Feierabend. Sir James hatte bereits ungeduldig gewartet und auch schon einige Vorbereitungen getroffen.

Er begrüßte mich per Handschlag. Bill war sofort nach Hause gefahren, um einen Koffer zu packen. Als ich Sir Powells Büro betrat, erhob sich ein anderer Mann, der ebenfalls auf mich gewartet hatte. Mein Freund Suko.

»Ein Glück, dass du gesund angekommen bist«, sagte der Chinese und reichte mir die Hand.

Ich war überrascht. »Mein Gott, ich komme mir ja vor, als wäre ich von den Toten auferstanden.«

»Das hätte ins Auge gehen können«, sagte auch Sir James. »Wir standen ja nicht unter Hypnose.«

»Womit aber bewiesen wäre, wie gefährlich Ihr nächster Gegner sein wird. Aber lassen wir das.« Sir Powell drückte auf einen Knopf.

Augenblicklich glitt ein Teil der holzgetäfelten Wand zur Seite. Dafür schaute ich jetzt auf eine erleuchtete Karte. Sie zeigte die Insel Java, und auch noch die Südküste von Borneo.

»Ihr Ziel«, sagte Sir Powell.

»Wo?« fragte ich.

Der Superintendent ging vor, nahm einen kleinen Zeigestock und deutete auf die blaue Fläche zwischen Java und Borneo. Dort sah ich zahlreiche kleine Punkte.

»Das sind nur die großen Inseln«, erklärte der Superintendent. »Die Insel, die dieser Japaner gekauft hat, ist gar nicht darauf eingezeichnet. Sie ist zu klein, aber immerhin groß genug, um dort ein Flugzeug landen zu lassen. Keinen Düsenjäger, aber eine Sportmaschine. Es gibt sogar eine Landebahn, die hat sich Naga anlegen lassen.«

»Woher wissen Sie das?«

Sir James lächelte etwas schief. »Unser Geheimdienst schläft nicht. Zudem existieren Satelliten, die jede Sekunde aus großer Höhe gute Aufnahmen machen. Wir haben unsere amerikanischen Freunde gebeten, uns zu helfen. Das haben sie auch getan und uns Aufnahmen zur Verfügung gestellt. Die Piste war zu erkennen.« Sir Powell ging zu seinem Schreibtisch und holte aus der Schublade ein Foto hervor.

Ich schaute es mir an. Ja, da sah ich tatsächlich einen feinen grauen Strich. Es konnte durchaus die Landepiste sein. Ansonsten erkannte ich nicht viel. Eine dunkle verschwommene Masse.

»Dschungel!« kommentierte mein Chef.

»Wie kommen wir hin?«

»Es ist alles schon erledigt, John. Die Tickets liegen bereit. Sie können morgen früh los fliegen. Bis Bangkok und von dort weiter nach Borneo. Dort steigen Sie in eine noch kleinere Maschine um, die Sie zur Insel Kangean bringt. Von dort sind es etwa noch dreißig Meilen bis zu Ihrem Ziel.«

»Ist ja nicht schlimmer als eine Radtour«, sagte ich sarkastisch.

»Der Meinung bin ich auch«, erwiderte Sir James und reichte mir die Hand. »Viel Glück, Ihnen beiden. Und kommen Sie gesund wieder. Wie ich das alles sehe, wird Ihr Ausflug kein Spaziergang.«

Suko und ich schauten uns an. Wir waren beide der Meinung, dass Sir Powell recht hatte...

Erschöpft lehnte sich Naga zurück. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten und taumelte über das magische Quadrat. Die letzten Minuten hatten ihn ungeheuer angestrengt, aber er hatte nicht aufgegeben, obwohl er kurz davor gewesen war.

Vier Männer musste er geistig beeinflussen. Und das über eine Entfernung von mehreren tausend Meilen.

Er hatte es geschafft. Die Männer lebten nicht mehr. Durch reine Gedankenübertragung hatte er sie selbst zerstört.

Eine wirklich bravouröse Leistung, wie Naga fand. Jetzt konnte niemand mehr etwas verraten, er brauchte keine Angst zu haben, dass andere Psychologen den Bann lockerten oder durchbrachen.

Keine Gefahr mehr.

So jedenfalls schien es im ersten Augenblick, doch Naga war Realist genug, um daran nicht zu glauben. Eine Gefahr war nicht richtig gebannt, denn noch lebten dieser Sinclair und seine Freunde. Und die würden bestimmt nicht locker lassen. Obwohl die Insel sehr weit von London entfernt war, fühlte sich Naga nicht so sicher. Er ahnte, dass Sinclair und seine Freunde sich so leicht nicht abschütteln lassen würden.

Und deshalb wollte er etwas unternehmen.

Momentan befand er sich noch allein auf seiner Insel. Er war zwar nicht schutzlos, aber er konnte ganz gut einige Leute gebrauchen, die einen äußeren Ring schlossen und ihn damit erst einmal abschirmten.

Für Naga arbeiteten zahlreiche Menschen. Auch im asiatischen

Raum, sogar ganz in der Nähe, wo sie jederzeit abrufbereit waren. Naga wusste genau, wer unter seiner geistigen Kontrolle stand. Und vielleicht konnte ihm auch Scraal behilflich sein. Naga hatte einen Blick in das Pandämonium werfen können. Unter Umständen war es möglich, da sich von dort einige Gestalten lösten und zu ihm kamen.

Der Japaner wollte auf jeden Fall nichts unversucht lassen, um seinen großen Plan zu retten. Luzifers Festung musste fertig werden!

Ich will Sie nicht lange mit der Beschreibung des Fluges langweilen, eins jedoch sei gesagt: Er war mehr als monoton. Auch bei den beiden Zwischenlandungen durften wir nicht aus der Maschine, und so blieb uns nichts anderes übrig, als das Unterhaltungsangebot an Bord anzunehmen und uns die Zeit mit Schlafen oder dem Anschauen alter Filme zu vertreiben.

Bill war auch mitgeflogen. Sheila kümmerte sich um den Kauf eines neuen Wagens. »Aufgabenteilung«, hatte der Reporter grinsend erklärt.

Es sollte wieder ein Porsche sein. Der Reporter hatte sich so daran gewöhnt, dass er den flachen Flitzer nicht mehr missen konnte.

Die Passagiere setzten sich ausschließlich aus Männern zusammen. Sie bevölkerten den Bums-Bomber, wie er im Volksmund auch immer genannt wurde. Wir waren die einzigen, die weiter flogen als Bangkok.

Da war für die meisten Passagiere das reine Paradies.

Sir James Powell hatte weiter gedacht und mit dem Geheimdienst zusammengearbeitet. Auf Kangean sollte uns ein gewisser Kevin Le John erwarten, ein Mann vom englischen Geheimdienst.

Ich war gespannt.

In Bangkok mussten auch wir aussteigen. Das Klima raubte mir fast den Atem, obwohl man es zu dieser Jahreszeit angeblich gut aushalten sollte.

Diese feuchte Luft war nichts für mich.

Zwei Stunden mussten wir in einer Halle ohne Klimaanlage warten. Die Maschine nach Borneo hatte Verspätung. Warum, das wusste kein Mensch. Nebeneinander hockten wir auf der Bank und hatten das Gepäck zwischen unseren Beinen stehen. Selbst Bill, der ansonsten nie seinen Mund halten konnte, redete nicht viel.

Schließlich war es dann soweit. Wir konnten starten. Die Maschine wartete auf dem Rollfeld. Die Marke habe ich vergessen, ich weiß nur noch, dass sie zwei Motoren besaß, die furchterlich knatterten, bevor sie richtig liefen.

Über die Piste trieben lange Nebelschleier. Wir waren jedoch nicht die einzigen Passagiere, die sich der Maschine anvertrauten. Wenn ich die fröhlichen Gesichter der übrigen Mitreisenden sah, so ging meine Befürchtung ein wenig zurück.

Wir flogen los und landeten auch irgendwo zwischen. Ich wunderte mich, dass der Pilot seine Maschine so gut in der Gewalt hatte; sauber zog er das Flugzeug über die endlos erscheinende Wasserfläche.

Sicher landeten wir auf Borneo. Dort mussten wir dann eine Maschine chartern. Das klappte ausgezeichnet, denn wir trafen einen französischen Piloten, der sich selbst als Inselhüpfer bezeichnete und uns zu unserem Ziel brachte.

Kangean war ein tropischer Flecken mit viel Palmenwald, einem herrlichen Sandstrand und einigen kleinen, verstreut liegenden Ortschaften, die aus der Höhe gesehen malerisch wirkten. Zum Glück sah ich keine hohen Hotelpaläste, und an der Nordseite, wo sich auch der winzige Flughafen befand, gab es einen größeren Ort.

Wir landeten. Eingehüllt in gewaltige Staubwolken kam die Maschine endlich zur Ruhe. Der Pilot wünschte uns einen angenehmen Aufenthalt und wolle uns gleich ein paar Adressen dalassen, wo Männer wie wir unser Vergnügen finden konnten.

Wir lehnten dankend ab.

Das Klima war im Gegensatz zu Bangkok direkt eine Erholung. Vom Meer her wehte ein sanfter Wind, der sich über das gesamte Eiland verteilte. Die einheimischen Zöllner empfingen uns freundlich, und wir bekamen einen ersten Eindruck von der Herzlichkeit dieser Menschen.

»Fragt sich nur, wo dieser Kevin Le John steckt«, meinte Bill Conolly.

»Hier.«

Wir drehten uns um. Neben einem aufgestellten Plakat, das Werbung für ein großes Hotel machte, stand ein Mann.

Zuerst wehte uns eine Rumfahne entgegen, und als wir die Gestalt näher in Augenschein nahmen, da wussten wir, dass dieser Knabe uns sicherlich keine große Hilfe sein würde. Er trug einen ehemals weißen Anzug, der jetzt allerdings mit gelblichen Flecken übersät war. Sein Haar war von der Sonne stark gebleicht, er selbst sah aus, als hätte er sich seit Tagen nicht mehr gewaschen. In seinem Gesicht wuchs ein Stoppelbart, und den alten Panama hatte er sich ins Genick geschoben.

Er hätte eine Figur aus einem Hemingway-Roman darstellen können. So jedenfalls kam er uns vor.

»Willkommen am Arsch der Welt«, sagte er. »Ich bin Kevin Le John. Der letzte Diener Ihrer Majestät, den sie hier noch haben. Aber ich halte die Stellung. Was soll man machen?«

Er reichte uns seine Hand, und wir schlugen ein.

»Wie geht es in London?« fragte er.

»Da ist es kühler«, meinte Bill.

»Ja, der Nebel. Manchmal vermisste ich ihn. Aber die Sonne ist doch besser.« Er schaute sich um. »Was haben Sie jetzt eigentlich vor, Gentlemen?«

»Können Sie uns ein Hotel empfehlen?«

Er zeigte auf das Plakat. »Klar, da könnt ihr wohnen. Ist ein guter Laden. Angeblich der beste.« Er kicherte. »Mich lassen sie da gar nicht rein, habe an der Bar noch eine kleine Rechnung offen, aber was will man machen? Dieses Leben hier können Sie nur ertragen, wenn Sie immer einen guten Schluck zur Hand haben. Ich saufe seit einigen Monaten Rum. Der Whisky schmeckt hier nach Seife.« Er schlug Bill auf die Schulter. »Kommt mit, ich werde euch führen.«

Ich runzelte die Stirn. Zum Glück waren nicht alle Geheimdienstleute so wie Le John. Sonst hätte der Secret Service und andere Abteilungen einpacken können.

Ein Taxi fanden wir auch. Es war ein rostiger Cadillac, der Fahrer ein Einheimischer. Er trug ein buntes Hemd und bis zu den Knien reichende Shorts. Fast eine Minute verhandelte er mit Kevin Le John über den Preis.

Schließlich hockten wir alle in dem Wagen und schluckten Staub, der durch die offenen Scheiben quoll, als der Caddy anfuhr.

Wir rollten eine asphaltierte Straße entlang, die fast parallel zur Küste führte. Rechts von uns befand sich der lange weiße Strand. Zahlreiche Menschen lagen in der Sonne, rannten anlaufenden Wellen entgegen, surften oder fuhren Wasserski.

Es war wirklich ein kleines Paradies, und das alles im Schatten hoher Palmen. Wir konnten feststellen, dass die Mädchen noch schöner waren als auf den Prospekten, ihre braune Haut hatte den Ton von Milchkaffee, und das Lächeln auf den Gesichtern wirkte echt und nicht gekünstelt wie bei uns zu Hause.

Links lagen die Hotels. Versteckt oft hinter hohen blühenden Büschen.

Flache Bauten, die die Landschaft nicht verschandelten.

Kevin Le John erzählte uns über das Nachtleben auf der Insel, und sagte uns genau, wo etwas los war.

Das Hotel hieß Halfmoon. Es lag auf einer kleinen Anhöhe, und die

Zufahrt von der Straße führte durch einen blühenden Garten. Der Bau war im Bungalowstil errichtet und besaß eine schneeweisse Außenfassade. Rings um die Zimmer liefen breite Balkons, wo Liegestühle und Sonnenschirme standen. Wer dort saß, hätte einen herrlichen Blick auf das Meer.

Als wir ausstiegen, liefen sofort zwei Pagen herbei. Ich zahlte den Fahrpreis, die Pagen kümmerten sich um unser Gepäck. Den Einsatzkoffer trug Suko selbst.

In der Halle genossen wir die Kühle. Zimmer waren frei, nur Le John wurde schief angesehen.

»Keine Angst, die Gäste hier können bezahlen«, versicherte er. »Da ich sie euch gebracht habe, könnt ihr als kleine Provision meine Schulden streichen.«

Der Portier gab keine Antwort.

Bevor wir auf die Zimmer gingen, erkundigte ich mich bei Le John, wo wir uns ungestört unterhalten könnten.

»Nur an der Bar!«

»Dann warten Sie dort.«

»Geht das auf Ihre Rechnung?«

»Ja«, sagte Bill.

»Dann bis gleich.« Weg war er.

»Mann, ist das ein Typ«, meinte der Reporter. »Aber vielleicht würden wir auch so, wenn wir immer hier wären.«

Ich nickte.

Die Zimmer lagen nebeneinander, waren zwar klein, aber sehr nett eingerichtet. Ich ging sofort auf den Balkon.

Herrlich der Blick auf das Meer. Selbst von hier aus konnte ich erkennen, wie klar das Wasser war. Ich sah einen kleinen Hafen, in dem einige Boote dümpelten. Auf dem Wasser standen die bunten Segel der Surfer im farbigen Kontrast zum Blau des Meeres. Ein wirklich wunderschönes Bild, das ich leider vergessen musste, denn

ich dachte an unseren harten Job, der uns hergeführt hatte.

Weit im Norden sah ich andere Inseln. Wie die Buckel von Riesentieren schälten sie sich aus dem Dunst.

Wir hatten es zwar eilig, aber den Staub der langen Reise wollte ich mir trotzdem vom Körper spülen.

Die Dusche war winzig, sie funktionierte aber. Eine halbe Stunde später ging ich in die Bar hinunter, wo Kevin Le John wartete. Zusammen mit einer Einheimischen, um die er den Arm gelegt hatte und hastig auf sie einsprach. Als er mich sah, verstummte er und schickte die Kleine mit den lackschwarzen Haaren und den Blüten darin weg.

»Alles klar?«

»Bei mir ja.« Ich deutete auf das hohe Glas. »Bei Ihnen auch?«

»Und wie.«

Ich setzte mich und bestellte einen Mixdrink aus Kokosmilch und Alkohol. Das Zeug schmeckte nach mehr, doch ich hielt mich zurück. Bill kam und bestellte das gleiche. »Wo ist Suko?« fragte ich ihn.

»Keine Ahnung. Ich dachte, er wäre hier.«

»Nein.«

»Schau doch mal auf seinem Zimmer nach.«

»Der Chinese hat sich bestimmt was angelacht«, meinte Kevin Le John und trank sein Glas leer.

Ich ging gar nicht darauf ein, sondern verließ die Bar. In der Halle kam mir Suko entgegen. »Wo hast du gesteckt?« empfing ich ihn.

Suko blieb stehen. »Lass uns nicht in die Bar gehen, ich weiß nicht, wie dieser Le John reagiert. Ich traf zufällig einen entfernten Vetter von mir...«

Ich verdrehte die Augen. Das Spiel kannte ich. Sukos Vettern waren nicht mehr zu zählen. Überall auf der Welt waren sie verteilt, und der Chinese fand auch immer einen. Ob in London, San Franzisko, in Paris oder hier in der Südsee, ein Vetter trieb sich jedes Mal herum.

»Mein Vetter arbeitet hier im Hotel als Koch. Ich habe mit ihm über Suala-Hor gesprochen. Schon als ich den Namen erwähnte, da wurde er blass. Er wollte auf einmal nicht mehr reden. Zuviel Angst. Aber ich forschte nach. Diese Insel, auf der Naga sitzt, soll verflucht sein. Kein Einheimischer traut sich dort hin. Die Menschen haben Angst, denn dort sollen, wie man mir erklärte, die Geister hocken.«

»Welche Geister?«

»Das weiß ich nicht genau. Aber es sind schlimme Dämonen, die durch Beschwörungen freigesetzt werden können. So erzählt man sich. Und noch etwas. Naga lebt zwar allein auf der Insel, aber soll Helfer haben. Wir müssen damit rechnen, dass er auch auf dieser Insel hier seine Spione sitzen hat.«

Das war natürlich eine tolle Eröffnung. Einerseits auch gut, denn so waren wir gewarnt. Nur wussten wir leider nicht, wo unsere Gegner hockten.

Jeder konnte einer sein. Der Portier, der Liftboy, der Barmixer, die Kellnerinnen, alle konnten Naga gehorchen. Wir mussten damit rechnen, von Feinden umzingelt zu sein. »Wie kommen wir rüber?« wollte ich wissen.

Suko hob die Schultern. »Es wird wohl schwer sein, einen ortskundigen Führer zu finden. Wie ich dir schon sagte, die haben mehr Angst als Vaterlandsliebe.«

Das sah mir auch so aus. Ich hatte mich jedoch entschlossen, Kevin Le John zu fragen. Er hockte zusammen mit Bill an der Bar und erging sich in weitschweifenden Erzählungen. Er berichtete von seinem Leben hier auf der Insel und von dem miesen Salär, das die Krone ihm zahlte.

Als er uns sah, verstummte er. »Da ist ja Ihr Chinese«, rief er. »Wohl auf Weiberfang gegangen, wie?«

»Kaum«, sagte Suko.

»Mann, bist du abstinenter? Ich aber nicht.« Er bestellte noch einen

Drink.

Ich tippte ihm auf die Schulter. »Hören Sie mal zu, Meister, das ist aber das letzte Glas.«

»Wieso?«

»Weil wir noch einiges vorhaben und Sie uns dabei helfen sollen. Ist das klar?«

»So ungefähr.« Er grinste. »Worum geht es denn?«

»Wir bezahlen erst einmal Ihre Schulden und legen auch noch einen kleinen Betrag drauf, wenn Sie uns sagen können, wer uns nach Suala-Hor bringt.«

Da wurde Le John blass. »Wo wollen Sie hin?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Nach Suala-Hor.«

Er lachte auf, senkte dann seine Stimme und sagte: »Da werden Sie wohl keinen finden, der Sie dorthin bringt. Wissen Sie denn nicht, dass die Insel verflucht ist?«

»Wieso?«

»Weiß ich auch nicht, aber das erzählen sich die Einheimischen. Da soll der Teufel umgehen.«

»Glauben Sie denn daran?«

»Klar.«

»Sie wissen auch, wo die Insel liegt?«

»Sicher.« Er nahm einen Schluck.

Ich grinste ihn an. »Warum fahren Sie uns dann nicht hinüber, Mr. Le John?«

Fast wäre ihm das Glas aus der Hand gefallen. Er hustete und schüttelte den Kopf. »Sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen, Mann? Das kann ich doch nicht riskieren. No, Mister, das mache ich nicht.«

»Beruhigen Sie sich«, sagte ich. »Sie brauchen ja die Insel nicht zu betreten, sondern uns nur hinbringen.«

»Trotzdem.« Er nahm hastig einen Schluck. »Die Gefahr lauert ja nicht nur auf der Insel, sondern auch davor. Um dieses Eiland ist ein Ring gezogen worden, aber ein gefährlicher Ring. Glauben Sie mir, die Insel ist verflucht. Von Suala-Hor lässt man die Finger. Darüber redet man nicht, man flüstert höchstens, und das auch nur, wenn ein guter Freund in der Nähe ist.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Ist das Ihr letztes Wort?«

»Ja.«

»Sie sollten daran denken, für wen Sie arbeiten. Ich könnte mir denken, dass Ihre Vorgesetzten nicht gerade begeistert sind, wenn Sie von unserer ›ausgezeichneten‹ Zusammenarbeit erfahren.«

»Die sitzen weit vom Schuss.«

Da hatte Le John recht. Mit so etwas konnten wir ihn nicht locken. Er war kein Patriot mehr. Wenn man so lange in der Südsee lebt, verlernt man das.

»Wie hoch sind eigentlich Ihre Schulden hier?« fragte Bill Conolly plötzlich.

»In Dollar ungefähr zwanzig.«

»Okay, wir bezahlen Ihren Kram und legen noch einmal die fünffache Menge drauf.«

Das hatte Bill gut formuliert, und Le John begann auch sofort zu rechnen, wobei er sogar seine Finger zu Hilfe nahm. Er murmelte vor sich hin und meinte: »Das sind ja hundert Dollar.«

»Genau.«

Durch die Nase atmete Le John ein. Er schaute uns an. Wir sahen das Leuchten in seinen Augen. Mit Geld schien er wirklich nicht übermäßig reich gesegnet zu sein. Er befand sich in einer Zwickmühle und überlegte hin und her. Bill legte noch einen Zwanziger drauf.

»Mann, Sie bringen mich in Verlegenheit«, sagte Kevin Le John und knetete seine Hände.

»Überlegen Sie nicht zu lange«, forderte ich ihn auf.

»Wann wollen Sie denn los?«

»So schnell wie möglich.«

»Also heute?«

»Klar.« Ich wusste, dass wir bereits gewonnen hatten, denn wer so fragt, der hat sich schon entschlossen. »Wir brauchen uns nur noch ein Boot zu mieten.«

»Das kann man unten am Hafen«, sagte Le John.

»Dann kommen Sie mit?«

»Ja.«

Bill griff in die Tasche und gab ihm das Geld. Hastig steckte Le John es ein. »Und ich brauche euch wirklich nur bis zur Insel zu fahren?« vergewisserte er sich.

»Jawohl.«

»Aber wie komme ich zurück!«

Ich hob die Schultern. »Sie können ja in der Nähe mit Ihrem Boot warten.«

»Nee, das bringe ich nicht fertig. Na ja, mal sehen«, knurrte er.

»Vielleicht fahre ich auch mit dem Boot zurück und hole Sie dann wieder ab.«

»Darüber könnte man reden«, sagte ich.

Kevin Le John rutschte vom Hocker. »Meine Schulden können Sie an der Rezeption begleichen. Dort wird man sich freuen.« Er schaute auf die Uhr. »Wir treffen uns in einer Stunde am Hafen. Ich werde mich noch ein wenig aufs Ohr legen. Habe die Ehre.« Er tippte gegen seine Hutkrempe und verließ leicht schwankend die Hotelbar.

Wir schauten ihm nach.

»Dass wir ausgerechnet auch auf solch einen Penner treffen mussten«, schimpfte Bill. »Ihre Majestät sollte sich die Mitarbeiter demnächst besser aussuchen.«

»Hoffentlich hält er durch«, gab ich meinen Senf hinzu. »So ganz

traue ich dem Braten nämlich nicht.« Ich schaute Suko an. »Was meinst du dazu?«

Der Chinese nickte.

Das Boot hatte Bill Conolly ausgesucht. Es war das größte überhaupt, das man sich leihen konnte, und das musste auch so sein, denn wir fuhren über das offene Meer.

Das Boot war frisch lackiert worden, und jemand hatte auf die beiden Bordwände dicke, rote Streifen gemalt. Das Boot besaß einen erhöhten Ruderstand, zu dem eine Leiter hoch führte. Es war auch mit Funk ausgerüstet.

Die Kabinen lagen im Bauch des Schiffes, schmale Kojen, in denen man einige Nächte verbringen konnte. Wir hatten etwas Proviant besorgt und auch einige andere Ausrüstungsgegenstände. Eigentlich lag einem Auslaufen nichts mehr im Wege.

Doch einer fehlte. Kevin Le John.

»Wenn der besoffen in der Ecke liegt und seinen Rausch ausschläft, drehe ich noch durch«, sagte Bill.

»Dann fahren wir eben allein.«

Wir warteten auf Le John. Eine Viertelstunde über der vereinbarten Zeit sahen wir ihn. Er sprang oben auf der Straße aus einem klapprigen Wagen und rannte den Weg zum Hafen hinunter, wobei er mit beiden Armen winkte. Wir halfen ihm an Bord zu kommen. Schwer atmend lehnte er sich an die Reling.

»Verdammter, ich habe mich verschlafen.«

Ich nickte. »Das haben wir bemerkt. Können wir jetzt auslaufen?«

»Meinetwegen.«

Bill hatte die Aufgabe des Steuermanns übernommen. Er stand auf der Brücke und sah zu, wie Suko die Leinen löste. Kevin Le John zündete sich eine Filterlose an. Er wirkte irgendwie bedrückt. Wahrscheinlich hatte er doch mehr Angst als Vaterlandsliebe. Ich

konnte es ihm nicht verdenken.

Wir verließen den schützenden Hafen. Selbst hier war das Wasser noch klar. Die Heckschraube wühlte es zu einem Schaumstreifen hoch, und der Bug des Schiffes zerschnitt die anrollenden Wellen.

Noch war es hell, und es würde auch einige Stunden so bleiben. Wir hofften, dass wir die Insel im Schein des letzten Tageslichts anlaufen konnten.

Bald erreichten wir das freie Wasser. Sofort merkte man die Dünung. In langen Wogen rollte sie an, brachte das Schiff zum Schaukeln, und manchmal ritt es förmlich über die Wellen.

Ich ging zu Bill auf die Brücke. Er warf mir einen kurzen Blick zu, musste sich ansonsten konzentrieren, denn in Küstennähe bewegten sich zahlreiche Surfer über die Oberfläche, und auch Segelboote kreuzten unseren Kurs.

»Wie fühlst du dich?« fragte ich den Reporter.

Bill schob seine Sonnenbrille etwas höher. »Nicht besonders«, gab er zu. »Man weiß schließlich nicht, was auf einen zukommt. Und ich glaube, dass die Eingeborenen mit ihrer Angst gar nicht mal so verkehrt liegen. Oder?«

Da stimmte ich meinem Freund zu.

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Hinter uns verschwand die Insel. Auch die Surfer waren nicht mehr zu sehen. Wer hier noch über das blaue Wasser fuhr, besaß ein fast schon hochseetüchtiges Boot.

Es war gar nicht ungefährlich, in diesen Gewässern zu kreuzen.

Zahlreiche Klippen - oft nur dicht unter der Oberfläche - durchzogen die Gewässer der Südsee.

Diese Felsen waren scharf wie Messer und konnten leicht den Rumpf eines Bootes zerschneiden. Aber einen Führer hatten wir nicht bekommen, so vertrauten wir darauf, dass Le John Bescheid wusste.

Steuerbords wuchs die nächste Insel aus dem Wasser. Sie war unbewohnt und erinnerte mich in ihrem Aussehen an eine felsige Welle, die jemand angehalten hatte, als sie sich aus dem Meer erhob. Sie war mit Wald bewachsen, und als ich das Glas nahm und über die Wasserfläche schaute, sah ich die gefährlichen Riffe vor der Insel.

Das waren diese Fallen.

Ich legte das Glas zur Seite und begab mich auf Deck. Am Heck stand Suko. Als er mich sah, hob er den Arm. Ein Zeichen, dass alles in Ordnung war.

Kevin Le John hielt sich an der Backbordseite des Schiffes auf. Er hatte die Arme über die Reling gelegt und starrte ins Wasser, das, von der Bugwelle zerschnitten, als schaumiges Gebilde zu beiden Seiten des Schiffes vorbeizog.

Ich stellte mich neben ihn. Erst nahm er mich überhaupt nicht zur Kenntnis, dann aber hob er den Kopf.

»Haben Sie noch immer Angst?« fragte ich ihn.

Er zuckte die Achseln. »Was soll's? Man kann seinem Schicksal doch nicht mehr entrinnen.«

»Wo liegt denn die Insel genau?«

Er grinste schief. »Das habe ich bereits Ihrem Freund gesagt. Er hält den Kurs ziemlich exakt ein.« Abrupt wechselte er das Thema.

»Haben Sie eigentlich schon Ihr Testament gemacht?«

»Nein, warum?«

»Weil Sie und Ihre Freunde nicht mehr lebend von der Insel kommen werden.«

»Da haben wir ja wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden.«

»Ich bewundere Ihren Mut. Aber glauben Sie mir. Mit der Insel ist nicht zu spaßen.«

»Mit ihr oder dem Besitzer?«

»Mit beiden, mein Lieber. Die Insel ist ein Werk des Teufels, und

sie steht unter seinem Schutz. Was wissen Sie eigentlich? Sie kommen aus dem fernen England, chartern ein Boot und fahren zu diesem gefährlichen Eiland. Sie denken, das wäre alles okay, wie in der Großstadt. Aber das stimmt nicht. Hier gelten andere Gesetze. Hier existiert noch die ursprüngliche Magie. Sie werden es am eigenen Leib zu spüren bekommen, dann gnade Ihnen Gott.«

Ich nickte. »Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Umkehren!«

»Ich habe einen Job«, hielt ich ihm entgegen.

»Job - Job! Darauf können Sie scheißen, wenn es um Ihr Leben geht. Weshalb sind Sie überhaupt gekommen?«

»Nur so.«

»Ja, Sie wollen mir nicht die Wahrheit sagen. Ist auch egal. Ich sorge mich nicht um Ihre Leiche. Die wird wahrscheinlich von den Haien zerrissen.«

So etwas Ähnliches hatte ich schon gehört. Damals im Bermuda-Dreieck, als wir gegen den Magier Caligro kämpften. Auch er hatte sich auf eine Insel zurückgezogen. Sollten es hier vielleicht Parallelen geben?

Die Frage war schwer zu beantworten. Ich hoffte nur, dass wir Naga überraschen konnten. Da Le John keinerlei Anstalten machte, die Unterhaltung fortzusetzen, ging ich zu Suko. »Was hast du denn für ein Gefühl?« fragte ich den Chinesen.

»Es geht.«

»Also kein gutes?«

»Nein.«

»Wie sieht es mit den Waffen aus?« erkundigte ich mich.

»Alles vorhanden. Nur dein Schwert haben wir in London gelassen. Es war zu unhandlich.«

Der Meinung war ich auch.

Zwei Stunden vergingen. Eine Zeit, die es uns ermöglichte, die

Inselwelt zwischen Java und Borneo zu bewundern. Sie waren sehr zahlreich, und wir sahen auch Fischer in ihren oft primitiven Booten vor den Küsten fischen.

Doch dann wurde es ruhiger. Immer weniger Boote kreuzten unseren Kurs. In der Ferne sahen wir ein Fährschiff. Es schien an der Kimm entlang zugleiten.

Ich war mal auf der Brücke, dann wieder auf Deck, wo ich am Bug des Bootes stand und über das Wasser schaute. Im Moment sah ich keine Insel, nur die unendliche Wasseroberfläche befand sich um uns herum.

Langsam sank die Sonne.

Ein prächtiges Bild bot sich meinen Augen. Der Himmelskörper hatte die Farbe einer Blutorange angenommen, und ihre Strahlen warfen einen gewaltigen roten Teppich über das Meer, vor dem sich die Konturen einer Hochseeyacht wie ein Filigran abhoben. Minutenlang nahm mich diese Szenerie gefangen. Sie war so wunderbar, dass man sie kaum beschreiben kann, und mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Schon bald war der Zauber verflogen, ich dachte wieder an unsere Aufgabe. Waffenkontrolle! Beretta, Ersatzmunition, mein Kreuz und der silberne Dolch, ich kam mir vor wie ein Waffenlager, aber ich brauchte es. Suko trug ebenfalls eine Beretta und hatte sich zusätzlich noch mit seinem Stab ausgerüstet, der ein Erbe des großen Buddha war.

Bill Conolly war mit der Dämonenpeitsche ausgerüstet und auch mit einer Pistole. So gewappnet hofften wir, den Dämonen und auch diesem Naga ein Bein stellen zu können. Am Horizont war das Schiff verschwunden. Dafür tauchte jedoch ein grauer Streifen auf, mit den Augen kaum zu erkennen. Ich lief hoch zu Bill auf die Brücke und nahm das Glas.

»Du hast es auch schon entdeckt?« fragte mein Freund.

»Da, das ist die Insel.« Ich schaute durch das Glas. Der Streifen nahm härtere Konturen an. Ich konnte sogar sehen, wie die Wellen gegen die Felsen brandeten.

Dann jedoch verwischte das Bild. Es schien, als hätte sich ein Schleier darüber gelegt. Ich sprach Bill darauf an.

»Du weißt doch, dass diese Insel immer von einer Nebelwolke umgeben ist«, meinte er. Richtig, das musste es sein. Ich ließ Bill allein und traf Kevin Le John an Deck. Er war aufgereggt. Sein Gesicht hatte eine dunkle Tönung angenommen, nervös huschte seine Zunge über die Lippen.

»Was ist los?«, fragte ich.

Er hob die Schultern. »Ich habe die Insel bereits gesehen«, erklärte er.

»Seien Sie froh, dass wir es geschafft haben.«

»Froh, froh... Sie haben Nerven. Das ist ein Stützpunkt des Teufels. Soll man da nicht nervös werden?«

»Sie können sich ja verkriechen«, schlug ich vor.

Er schaute mich aus großen Augen an. »Der Satan findet dich überall.«

Ich blinzelte irritiert. Seine Pupillen kamen mir irgendwie starr vor. Zu starr, für meinen Geschmack. Als ich ihn darauf ansprechen wollte, meldete sich Bill von der Brücke. »Der Nebel treibt auf uns zu.«

Ich vergaß Le John. Trotzdem kroch mir eine Gänsehaut Über den Rücken. Bill sprach vom Nebel. Da hatte ich eigentlich die Nase voll. Ich brauchte nur an Dr. Tods Horror- Nebel zu denken, der hatte mir genügend Ärger bereitet.

Suko und ich liefen bis zum Bug. Beide überlegten wir scharf.

»Rechnest du damit, dass der Nebel echt ist?« fragte der Chinese.

»Ja.«

»Ich auch.«

Wir waren davon überzeugt, dass Dr. Tod seine Finger hier nicht im Spiel hatte. Bill Conolly hielt voll auf den Dunst zu. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig, schließlich wollten wir auf die Insel, und da mussten wir eben durch den Nebel.

Nur an die Klippen durfte ich nicht denken, die wie große Unterwassermesser auf Beute lauerten.

Der Reporter senkte die Geschwindigkeit um die Hälfte. Wie lange, gespenstische Arme schien der Nebel nach uns zu greifen. Seine Ausläufer krochen über das Wasser und näherten sich schlängengleich unserem Boot.

Scharf saugte ich die Luft ein.

Noch war das Schiff nicht völlig vom Nebel eingekreist, aber schon sehr bald tauchten wir in den Dunst. Bill hatte den Kurs auch etwas geändert, denn wir konnten von der Südwestseite her nicht anlegen, da sich dort gewaltige Felsen der Brandung entgegenstemmten. Der Strand befand sich an der direkten Südseite.

Und die steuerte Bill an.

Wir glitten wie durch Watte. Ich spürte das kalte Ziehen im Nacken. Irgendwo lauerte die Gefahr. Von der Insel sahen wir nichts.

Wahrscheinlich war sie noch einige Meilen entfernt, zumindest drei, so breit sollte der Nebelring sein, das hatte ich von Kevin Le John gehört.

Der Schiffsmotor war kaum zu hören. Man hätte neben dem Boot hergehen können, so langsam fuhr es.

Immer wieder schaute ich über Deck. Le John war seltsam ruhig geworden, auch seine Nervosität schien vorbei zu sein. Dafür schielte er immer wieder über Bord.

Gab es dort etwas Besonderes zu sehen?

Ich gab Suko einen Wink, und gemeinsam schauten wir auf die gluckernde und klatschende Wasseroberfläche.

Da sahen wir sie. Boote! Kleine, wendige Dinger, die sich

blitzschnell aus dem Nebel schälten und unser Schiff begleiteten.

Nur begleiteten?

Das konnte und wollte ich nicht glauben. Nein, da musste etwas anderes dahinterstecken. Aber was?

Ich wandte mich um und suchte Le John. Er war plötzlich nicht mehr zu sehen. Nur Nebelfetzen trieben über Bord.

Da stimmte doch was nicht.

»Pass du hier auf«, sagte ich zu Suko. »Ich schaue an der Backbordseite nach.«

Es blieb beim Vorsatz. Denn plötzlich sah ich die ersten Hände, die sich an der Reling festkrallten. Man enterte unser Schiff!

Ich griff noch nicht ein, sondern warnte meinen chinesischen Partner.

»Sie kommen, Suko!«

»Verstanden!«

»Bill!« Meine Stimme hallte über das Deck. »Stopp die Maschinen. Wir bekommen Besuch.«

»Aye, aye, John!«

Im nächsten Augenblick erschütterten mehrere Stöße das Schiff, dann verstummt die Motoren.

Erst jetzt lief ich vor. Vier Hände zählte ich inzwischen. Auch die Gesichter tauchten auf. Braune Gesichter mit großen Augen, in denen es seltsam fahl leuchtete und die starr blickten.

Das waren Nagas Helfer.

Ich zog meine Waffe. Das heißt, ich wollte sie ziehen, doch plötzlich verspürte ich einen harten Druck im Rücken, und eine Stimme zischte:

»Lass die Kanone stecken, Sinclair!« Das war Le John.

Ich schluckte meine Überraschung herunter. Langsam wurde ich sauer.

Auf mich vor allen Dingen. Dass ich mich so hatte von diesem Kerl

leimen lassen.

»Sind Sie völlig verrückt geworden?« blaffte ich. »Drehen Sie jetzt nur nicht durch!«

»Keine Angst, ich weiß genau, was ich tue. Lassen Sie unsere Freunde ruhig an Bord kommen. Naga wird sich freuen.«

Jetzt wusste ich hundertprozentig, auf welcher Seite dieser verdammte Kerl stand. Er hatte sich Naga angeschlossen, uns hatte er nur getäuscht, und wir waren darauf hereingefallen. Mist, verfluchter!

Suko hatte noch nichts bemerkt, sonst hätte er eingegriffen. Dafür hörte ich seine Stimme. »John, was ist los. Du sagst gar nichts mehr.« Sehen konnte er mich nicht, da sich der Aufbau zwischen uns befand.

»Wenn du was sagst, schieße ich!« flüsterte der Kerl.

Ich schwieg, aber ich handelte trotzdem. Er hatte einen großen Fehler gemacht und war viel zu nah an mich herangekommen. Das nutzte ich aus.

Der Schlag mit dem angewinkelten Arm traf ihn völlig überraschend. Die Waffe wurde ihm aus der Hand geprellt und landete auf Deck. Sofort schnellte meine Linke vor und traf seine Brust. Gurgelnd verschwand der Kerl im Nebel. Ich hörte den Krach, als er auf die Planken fiel.

Da waren die nächsten bereits heran. Von der Reling her stürzten sie sich auf mich. Sie bekamen meine Beine zu packen und rissen mich um.

In der Luft noch konnte ich mich drehen, so dass ich den Fall einigermaßen gut abfing. Meine Stimme aber hallte wie eine Sirene über das Deck des Schiffes.

»Gefahr! Vorsicht!« Dann verstummte mein Schrei, weil Hände nach meinem Hals griffen.

Ich wuchtete sie zur Seite und schlug mit dem Waffenlauf zu. Es

klatschte und stöhnend ging einer der Kerle in die Knie. Ich trat mich frei und sah Suko über das Deck hetzen. Schwungvoll stürzte er sich auf die Angreifer.

Von der Brücke hörte ich Bills Stimme. »Verdammt, John, was ist passiert?«

»Wir sind geentert worden.«

»Ich komme!« schrie Bill.

Dann sprang mich ein hünenhafter Kerl an. Er war so schnell, dass ich nicht mehr ausweichen konnte. Dicht vor mir sah ich das Gesicht mit den verdrehten Pupillen. Ich drosch meine Faust hinein. Keine Reaktion.

Dafür zog der andere sein Messer. Er lag auf mir. Ich sah das Blitzen der langen Klinge. Er führte sie schräg, als wollte er mir den Hals aufschlitzen.

Mein rechter Arm schnellte hoch. Es gelang mir, sein Messergelenk zu umklammern und es zur Seite zu drücken, bevor die Klinge meinen Hals traf.

Ein wilder Kampf begann. Wir rollten über das Deck, ineinander verkrallt, keiner wollte nachgeben, jeder kämpfte, gab sein Letztes.

Der Kerl hatte Bärenkräfte. Ich versuchte Dreh- und Judogriffe anzubringen, doch der andere stemmte sich hart dagegen, dass ich es einfach nicht mehr schaffte. Wir näherten uns der Reling.

Ich sah Suko, wie er mehrere Gegner zurück ins Wasser schleuderte.

Aber immer mehr kletterten an Bord. Und sie waren flink, warfen sich wie Kletten gegen den Chinesen, der seine liebe Mühe und Not hatte.

Plötzlich löste sich der Griff meines Gegners. Bevor ich mich versah, sprang er in die Höhe.

Es war eine geschmeidige Bewegung, ich konnte nicht so schnell folgen, und als ich mich gegen ihn warf, stand er wie eine Wand.

Neben ihm sah ich einen anderen auftauchen. Er hatte sein Gesicht bemalt, wirkte wie ein Teufel und schleuderte etwas auf mich.

Ich duckte mich.

Der Gegenstand wischte über meinen Kopf hinweg, dafür aber spürte ich zwei eisenharte Hände an der Hüfte, wurde hochgehoben und im nächsten Augenblick über Bord geschleudert.

Instinktiv zog ich mich zusammen, klatschte in das ziemlich warme Wasser und sah neben mir einen zweiten Körper eintauchen.

Es war der Hüne mit dem Messer!

Suko konnte sich nicht um seine Freunde kümmern, er hatte genug mit seinen Gegnern zu tun. Sie waren wieselhaft und einfach nicht abzuschütteln, hatte er einen von sich gestoßen, waren sofort zwei neue da. Sie kletterten blitzschnell über Bord und waren wie die Fliegen, wenn sie den Chinesen umtanzten.

Drei hechteten zur gleichen Zeit auf den Chinesen zu. Suko machte es kurz und schleuderte sie über Bord, indem er sich drehte und die Männer durch die Zentrifugalkraft über die Reling gedriftet wurden.

Sofort waren andere da.

Wieder schlug Suko zu. Diesmal spielte er seine Karatekenntnisse aus und hieb sie zu Boden. So wogte der Kampf hin und her.

Dann kamen sie mit Waffen. Sie hatten Messer und Speere. Drei standen plötzlich vor Suko, und der Chinese wich zurück, damit er eine bessere Kampfposition einnehmen konnte.

Sie drängten vor.

Leider hatte Suko im Rücken keine Augen, und so sah er Kevin Le John nicht, der sich lautlos anschlich.

Der Mann trug einen schweren Fünfundvierziger in der rechten Hand und zielte auf Sukos Rücken. Die Mordabsicht war in seinem Gesicht zu lesen, doch er überlegte es sich anders und hob den Arm zum Schlag.

Wuchtig hieb er zu.

Er hatte Sukos Kopf treffen wollen, doch durch eine unbewusste Bewegung entging der Chinese dem Hieb. Der Waffenlauf dröhnte gegen seine Schulter.

Selbst Suko verzog das Gesicht, so sehr wühlte der Schmerz. Er sackte in die Knie, und für einen Augenblick verschwammen die drei Gestalten vor seinen Augen.

Dann stürzten sie vor.

Suko verteidigte sich mit den Füßen und mit einer Hand. Den ersten Ansturm konnte er sich vom Leibe halten, aber da war noch Le John in seinem Rücken. Der holte zum zweiten Schlag aus.

Da griff Bill Conolly ein.

Er hatte das Ruderhaus verlassen und musste sich erst orientieren. Auf Deck brannten nur wenige Lampen, hinzu kamen die Nebelschleier, es war schwer für Bill, etwas zu erkennen.

Schattenhaft nur sah er die Kämpfenden. Suko wütete wie eine Maschine. Er schleuderte seine Gegner von sich, die aber in ihrer Vielzahl den Chinesen irgendwann überrennen würden.

Dann entdeckte Bill den weißblonden Kevin Le John. Er sah, wie Le John zuschlug, alles ging so schnell, dass der Reporter Suko keine Warnung mehr zurufen konnte.

Dann hob der Kerl seinen Arm zum zweitenmal, während gleichzeitig drei andere Männer Suko angriffen.

Bill flankte von der Brücke. Er stieß einen wilden Schrei aus, als er mit seinem vollen Gewicht in den Nacken des Engländer sprang. Kevin Le John hatte mit dieser Attacke nie gerechnet. Er wurde regelrecht auf die Planken gewuchtet. Hart schlug er mit den Armen auf, und verlor seinen Revolver.

Bill kümmerte sich nicht mehr um den Mann, sondern eilte Suko zu Hilfe, der es wirklich nötig hatte.

Einer wollte den Chinesen mit dem Messer attackieren, als Bill Conolly dazwischenfunkte. Sein Hieb schleuderte den Mann über

das Deck, und erst die Reling hielt ihn auf.

Den zweiten spitzte er fast mit einem Bud-Spencer-Schlag zu Boden, und den dritten warf er über seine Schulter.

Da peitsche ein Schuss.

Kevin Le John hatte gefeuert und dabei auf Bill gezielt. Doch der Rückstoß der schweren Waffe hatte ihm die rechte Hand hochgerissen, und die Kugel fuhr irgendwo in den Himmel.

Beim zweitenmal wollte der Mann es besser machen. Er schwenkte die Waffe herum, die Mündung zeigte mehr nach unten, und Bill musste etwas tun, wenn er sein Leben retten wollte.

Zeit, seine eigene Waffe zu ziehen, hatte er nicht mehr. Auch Suko sah, dass es brannte. Er lag noch am Boden, griff neben sich, fand ein Messer und schleuderte es.

Die Klinge berührte fast den Waffenarm des Engländer, so dicht wischte sie darüber hinweg. Und sie wäre auch in dessen Schulter geschlagen, doch Kevin Le John bewegte sich. Der Stahl drang ihm in die Brust.

Plötzlich fetzte ein Schrei über seine Lippen. Die Augen wurden noch größer, er machte ein paar torkelnde Schritte und fiel mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

»Danke«, sagte Bill und nahm die Waffe des Mannes an sich.

Suko quälte sich hoch. Seinen linken Arm konnte er noch immer nicht gebrauchen. Steif hing er neben seinem Körper herab. Um Sukos Lippen spielte ein verzerrtes Grinsen. Bill schaute sich um. Im Augenblick kletterten keine neuen Angreifer an Bord. Das besagte allerdings nicht, dass die Kerle aufgegeben hatten.

»Wo steckt John?« fragte Suko.

»Keine Ahnung.«

»Wir müssen ihn suchen«, schlug der Chinese vor.

Damit war auch Bill einverstanden. Bevor sie sich an die Aufgabe heranmachten, bekam das Schiff einen dumpfen Schlag, und ein

hässliches Kreischen erklang von der Backbordseite her.

»Ein Riff!« schrie Bill.

Er verlor fast das Gleichgewicht, weil der Kahn bockte wie ein alter Esel.

Dann jedoch wurde er weitergetrieben. Noch einmal vernahmen die beiden Männer das Geräusch, schließlich war das Schiff wieder frei.

»Wir ziehen uns ins Ruderhaus zurück«, sagte Bill.

»Und John?«, fragte Suko.

Bill schrie meinen Namen. Er bekam keine Antwort. Dafür sah er die huschenden Gestalten, die auf der anderen Seite des Schiffes an Bord geklettert waren.

»Verdammt!« rief der Reporter. »Da sind sie wieder. Los, Suko, die kaufen wir uns.« Bill war in Form. Er wollte den Kerlen endlich an den Kragen, zudem machte er sich Sorgen um mich, deshalb vergaß er auch die Vorsicht und ignorierte Sukos Warnung.

»Sei nicht zu schnell.« Bill winkte ab.

Die Gestalten schlichen über das Schiff. Sie wollten die beiden Männer einkreisen, doch das hatten Bill und Suko gar nicht gern. Sie zogen sich zurück, und der Reporter nahm sogar noch ein Messer auf. Er behielt es in der rechten Hand.

»Wir sollten hoch zur Brücke«, sagte Suko. Der Meinung war auch Bill.

Allerdings sollte es dazu nicht mehr kommen. Die Brücke war bereits von mehreren Gestalten besetzt. Während Bill und Suko sich auf die Typen konzentriert hatten, die zuletzt an Bord geklettert waren, hatten sich andere schon viel früher über die Reling gemogelt und die Brücke besetzt.

Und sie trugen eine besondere Waffe bei sich. Ein Netz!

Das ließen sie urplötzlich fallen. Bill und Suko bemerkten es zu spät, sie spürten zwar noch den Luftzug, doch ein Ausweichen war nicht mehr möglich.

Plötzlich fiel das Netz über sie.

Bill fluchte wütend auf, weil das Netz schwer war und ihn fast zu Boden gerissen hätte. Er wollte mit dem Messer die Maschen zersäbeln, was allerdings nicht möglich war, denn zu seinem großen Schrecken musste der Reporter feststellen, dass er sich in einem Netz verfangen hatte, dessen Maschen aus Metall waren.

Jemand riss an den Enden des Netzes, und die Wucht schleuderte die beiden Männer zu Boden.

Bill sah Sukos verzerrtes Gesicht. Auch der Chinese versuchte, das Netz zu zerreißen, sah jedoch bald ein, dass es keinen Zweck hatte. Er holte sich nur blutige Finger, wenn die Maschen in das Fleisch seiner Hände schnitten.

Da kamen sie. Eine wilde Horde, bestehend aus mindestens zwölf Männern.

»Die schaffen uns!« schrie Bill. Er wollte seine Waffe ziehen, selbst das war nicht möglich, weil sich sein Arm in den verfluchten Maschen verfing.

Suko hatte sich auf die Knie gestemmt.

Dann waren sie da. Plötzlich hatten sie auch Knüppel, und sie warfen sich auf die beiden Männer.

Suko und Bill sahen Gesichter über sich mit verdrehten Augen, in denen das Weiße leuchtete, sie spürten die ersten Schläge, wuchteten sich dagegen, stießen die Männer um, aber es waren zu viele.

Die Schläge prasselten auf die Schultern und die Rücken der Freunde nieder. Als der erste Hieb Bills Kopf streifte, bekam der Reporter wahre Todesangst. Er befürchtete, dass Suko und er hier totgeschlagen würden.

Doch das Schicksal meinte es gut mit ihnen. Das Schicksal in Form eines Riffes. Urplötzlich lief das treibende Schiff auf. Die Strömung hatte es voll gegen einen der zahlreichen unter Wasser liegenden Korallenfelsen geschoben, und der war stärker als das sowieso in

Mitleidenschaft gezogene Blech des Schiffes.

Es gab einen gewaltigen Schlag, der nicht nur Bill und Suko durchschüttelte, sondern auch die Männer. Plötzlich brach unter ihnen das Chaos aus. Eine urige Kraft trieb sie quer über das Deck.

Das Metall des Schiffes kreischte herzzerreißend. Es schien, als würde das Leben aus dem Kahn entweichen und er sich mit verzweifelten Hilferufen Rettung erhoffen. Wasser drang ein. Noch einmal bockte das Schiff, rammte wieder gegen die Felsen, und das gewaltige Netz schlidderte über das Deck, bis die ungeheure Kraft Bill und Suko gegen den Aufbau der Brücke schleuderte.

Die beiden hatten sich zusammengerollt. Sie lagen da wie Igel und schützten ihre Köpfe. Zum Glück, muss man sagen, denn wären sie mit den Schädeln gegen die harte Wand der Brücke geprallt, hätten sie unter Umständen ein nasses Grab gefunden.

Für einen Moment wurde es still. Deshalb hörten sie doppelt so laut die Geräusche des gurgelnden, rauschenden Wassers, wie es in das Innere des aufgerissenen Schiffskörpers strömte.

»Suko!« keuchte Bill.

»Ja.«

»Wir saufen ab, verdammt!«

»Mit Netz bestimmt.«

»Nichts wie raus.«

Dagegen hatten ihre Gegner etwas. Auf einmal waren sie wieder da, und da das Schiff schräg am Rand des Riffs hing, krochen sie sogar auf allen vieren voran.

Sie wollten ihre Beute nicht freigeben. Die Männer umstellten das Netz, und andere zogen es zusammen. Bill und Suko wehrten sich verzweifelt dagegen, aber sie konnten nichts machen. Sie wurden gegeneinander geworfen und hoch gehievt, während das Schiff immer mehr Wasser aufnahm und langsam tiefer sackte. Schon spülten die Wellen über Bord, rollten mit ihren langen

Schaumkämmen in jeden Winkel und schüttelten das Schiff durch, wobei sie versuchten, es vom Riff wegzuziehen, was aber nicht möglich war, denn zu tief hatte sich der scharfe Felsen in den Bauch des Kahns gebohrt.

Bill fiel gegen Suko, als die Kerle es irgendwie schafften, das Netz hochzuhieven. Die scharfen Maschen drückten in die Rücken der Männer. Sie schafften es nicht, Bewegungsfreiheit zu bekommen, zu stramm war das Netz gespannt.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben.

»Auf jeden Fall haben wir noch unsere Waffen«, bemerkte Bill Conolly sarkastisch. »Ist doch auch was.«

»Klar.«

»Und jetzt werfen sie uns über Bord!« schrie Bill. Seine Stimme zitterte dabei.

Er hatte nicht gelogen. Die Männer schwangen das Netz hin und her, dann flog es über die Bordwand und klatschte mit den beiden Gefangenen in die Fluten...

Das Wasser schlug über mir zusammen. Sofort sackte ich in die Tiefe, riss dabei die Augen auf und erkannte schattengleich die Gestalt vor mir.

Aber nicht nur das. Ich sah auch das lange Messer, das der Kerl in seiner rechten Hand hielt.

Er war mir also gefolgt. Und er wusste genau, was er zu tun hatte. Sein Körper vollführte eine elegante Rolle, und im nächsten Augenblick schwamm er mit gezückter Waffe auf mich zu.

Ich stieß mich ab. Ein kräftiger Beinschlag brachte mich erst einmal aus der unmittelbaren Reichweite des Mannes und auch von dem Schiff weg.

Dabei drehte ich mich auf die Seite und schwamm in dieser Lage

weiter, so konnte ich nämlich zurückschauen und meinen Verfolger sehen.

Der hatte mich ebenfalls entdeckt. Ich sah ihn nur schemenhaft, und auch aus dieser Entfernung kam er mir ungeheuer gefährlich vor. Ein menschlicher Gigant, ein gefährliches Wesen, das mich als Gegner ausersehen hatte und töten wollte.

Auch andere klatschten ins Wasser. Wahrscheinlich waren sie von Suko über Bord geworfen worden. Ich sah, wie ihre Körper eintauchten, sich zusammenzogen und dann der Oberfläche entgegenschnellten.

Leider lenkten mich diese Burschen von meinem eigentlichen Gegner ab.

Plötzlich war er da. Der Schatten erschien vor mir. Ich schaute sogar in sein Gesicht und sah das Weiße in den verdrehten Augen, aber viel schlimmer war wieder sein Messer. Er stieß zu und führte dabei die Klinge von oben nach unten. Das Wasser bremste die Wucht, und das war mein Glück. So konnte ich dagegenhalten. Es gelang mir, mit meiner rechten Hand sein Messergelenk zu umfassen.

Ich drückte es zurück und stemmte mich dagegen.

Es wurde ein verbissener Kampf, in dem jeder alles gab. Da vor den Lippen meines Gegners Luftblasen aufperlten, stand für mich fest, dass ich es mit einem normalen Menschen zu tun hatte und nicht mit einem Zombie, die atmeten nicht.

Aber ich brauchte Luft. Und zwar verdammt dringend. Meine Lungen drohten schon zu platzen, ich musste unbedingt auftauchen, um an Sauerstoff zu kommen. Der andere schien die besseren Lungen zu haben.

Es gelang mir, ein Knie in seinen Leib zu stoßen, während wir uns weiterhin überschlugen und dabei mehr in die Tiefe sackten. Für einen Moment war der andere irritiert.

Die Chance nutzte ich aus, ließ den Mann los und schoss der

Oberfläche zu. Gierig atmete ich ein. Dabei schluckte ich unfreiwillig Wasser und musste husten.

Eine Welle hob mich hoch und trug mich ein Stück zur Seite, und ich stellte mit Schrecken fest, dass ich vom Schiff abgetrieben worden war.

Ich konnte auch nicht erkennen, was sich auf dem Deck abspielte, denn zwischen das Schiff und mich legte sich eine Nebelwolke.

Und dann erschien mein Gegner.

Er hüpfte dicht vor mir aus dem Wasser, wurde aber auch zur Seite getrieben, und sein Stich verfehlte mich. Seine Hand klatschte aufs Wasser.

Ich erinnerte mich an meinen Dolch und zog ihn. Jetzt besaßen wir die gleichen Waffen, auch wenn die Klinge meines Gegners länger war.

Er schwamm mich an.

Dieser Mann wollte mich töten. Kräftemäßig war er mir überlegen, und ich musste mich wehren, wenn ich mein Leben nicht verlieren wollte.

Rücksicht bedeutete für mich den Tod.

Oft genug hatte ich mit dem geweihten Silberdolch gegen dämonische Kreaturen gekämpft, ich wusste mit der Waffe umzugehen, holte noch einmal tief Luft, schnellte mich aus dem Wasser und schleuderte den Dolch.

Ich vernahm keinen Aufprall, sackte sofort wieder tiefer, aber ich hatte den anderen gestoppt. Für immer. Mein Silberdolch war ihm in die Brust gedrungen.

Plötzlich schäumte das Wasser auf, weil er um sich schlug. Er riss seine Arme hoch, verlor das Messer und sackte in die Tiefe.

Sofort tauchte ich auch und holte mir meinen Dolch wieder. Unter mir glitt der Körper meines Gegners dem Meeresboden entgegen.

Mich überkam ein bitteres Gefühl. Ich hatte nicht töten wollen, aber

der andere ließ mir keine Wahl. Nur so allein konnte ich mein Leben retten.

Meine trüben Gedanken wurden von einem nerven zerfetzenden Geräusch unterbrechen. Ich hörte das hässliche Kreischen, Metall zerriss, einen dumpfen Knall und das Splittern. Bevor ich noch reagieren konnte, packte mich eine Welle und trug mich weiter fort. Hier war die Dünung zu stark. Ich konnte auch nicht dagegen anschwimmen, Wasser überspülte mich, aber ich wusste doch, was geschehen war, obgleich ich es nicht gesehen, sondern nur gehört hatte.

Das Schiff war aufgelaufen. Die zahlreichen Riffe vor der Insel waren dem Kahn letzten Endes doch noch zum Verhängnis geworden.

Ich dachte an meine Freunde, die sich auf dem Schiff befanden. Hatten sie das Unglück überstanden? Und wie hatten sie sich überhaupt wehren können. Schließlich mussten sie gegen eine Überzahl von Gegnern ankommen.

Der verfluchte Nebel machte es mir unmöglich, etwas zu erkennen. Ich hörte wohl abgehackte Stimmen, die über das Wasser klangen, aber sehr schnell wieder verwehten. Mir war klar, dass ich im Augenblick nichts für Suko und Bill tun konnte. Ich musste erst mein eigenes Leben retten. Vielleicht konnte ich ihnen hinterher besser behilflich sein. Falls sie dann noch lebten. Dieser Gedanke bereitete mir die größten Sorgen.

Die lange Dünung hatte mich an eine Stelle getragen, wo das Wasser ruhiger war. Ich schwamm auf der Stelle und dachte darüber nach, wie es weitergehen sollte. Im Wasser konnte ich nicht bleiben, auf das Schiff nicht mehr zurück, weil es sinken würde, also blieb mir nur noch eine Möglichkeit.

Ich musste zur Insel schwimmen.

Und dann hatte ich Glück. Etwas tauchte plötzlich aus dem Nebel auf.

Wie ein Schatten huschte es auf mich zu.

Ein leeres Boot.

Zwei Kraulschläge, und ich hatte das Boot erreicht. Meine Finger umklammerten die Bordwand, so dass ich mich in den schmalen Kahn schwingen konnte. Er schwankte bedrohlich, denn es fehlten die beiden Ausleger, die hier so typisch für die Südseeboote waren und die Dinger im Gleichgewicht hielten.

Dafür fand ich ein Paddel.

Ich schleuderte mir das nasse Haar aus der Stirn, griff nach dem Ruder und stach es steuerbord in die Fluten. Es war gar nicht so einfach, das schmale und auch schwankende Boot voran zu bewegen, die Wellen wuchteten es immer hoch. Der Kahn wurde schnell, zischte dann direkt in ein Wellental und kletterte am nächsten Wellenberg wieder hoch. Mir wurde ganz schön komisch im Magen, aber ich hielt mich tapfer. Mit dem Meer hatte ich ja im Laufe der Zeit so meine Erfahrungen gesammelt.

Wie oft hatte ich schon in dem großen Bach gelegen.

Ich paddelte wie ein Irrer. Mal backbord, mal steuerbord, und im Laufe der Zeit bekam ich so etwas wie Routine. Zudem nutzte ich die Strömung aus.

Plötzlich spürte ich einen heftigen Ruck an der Backbordseite. Ich drehte den Kopf und sah zwei Hände, die sich um die Bordwand geklammert hatten.

Aber ich sah noch mehr. Ein verzerrtes Gesicht mit verdrehten Augen.

Einen breiten Mund, und mit den Zähnen hielt der Kerl den Griff eines Messers fest. Was er wollte, lag auf der Hand.

Aber nicht mit mir.

Zweimal schlug ich mit dem Paddel zu. Der Mann verschwand. Ich hatte nicht so fest zugeschlagen, denn ich wollte nicht, dass er bewusstlos wurde und ertrank. Schließlich hatte ich Menschen vor

mir, keine Dämonen. Dieser Naga arbeitete mit Hypnose, irregeleitete Geschöpfe standen in seinen Diensten, daran musste ich immer denken. Die nächste Überraschung war makaber. Ein lebloser Körper trieb an mir vorbei. Kevin Le John!

Die Wellen spülten ihn immer wieder hoch. Deutlich sah ich die Wunde, wo ihn das Messer getroffen hatte.

Er glitt vorbei. Ihm konnte niemand mehr helfen.

Ich aber paddelte weiter. Meine Arme arbeiteten schon bald wie ein Automat. Immer wieder stach ich das Ruder in die Fluten, und hatte Glück, dass ich einen scharfkantigen Felsbuckel umrudern konnte, der etwa ein Yard aus dem Wasser ragte.

Die Nähe der Insel barg doch verdammt viele Gefahren, und ich musste ungeheuer aufpassen, damit das Boot nicht durch tückische Fallen zerrissen wurde.

Die nächste Überraschung war positiv.

Auf einmal verschwand der Nebel. So plötzlich, als wäre er nie zuvor da gewesen. Die grauen Schlieren waren nicht mehr zu sehen, sie hatten sich zurückgezogen, aufgelöst, und nur noch die Dunkelheit lag über dem Wasser.

Ich atmete auf.

Und schon sah ich die Insel. Sie ragte vor mir auf. Ein gewaltiges Gebilde. Im Osten wuchsen die Felsen bis dicht an die Küste, dort brach sich auch die Brandung.

Vor mir sah ich einen helleren Streifen. Da lief das Wasser am Strand der Insel aus. Und dort konnte ich gut an Land gehen und brauchte keine Angst zu haben, von der Brandung zerschmettert zu werden.

Ich ruderte noch schneller, denn ich hatte gesehen, dass der Strand leer war. Niemand lauerte auf mich.

Als das Paddel beim Eintauchen über Grund schleifte, sprang ich aus dem Boot. Bis zum Knie reichte mir das Wasser nur noch. Ich

zog das Boot auf den Strand und brachte es so in Sicherheit, dass es von anlaufenden Wellen nicht mehr zurückgerissen werden konnte. Wer wusste schon, wozu es noch gut war.

Dann schaute ich mich um.

Fast erinnerte die Szenerie ein wenig an Robinson. Ein breiter, leicht gebogener Sandstrand, der im Licht der Sterne silbern übergossen wurde, im Hintergrund hohe Palmen, deren Wedel sich im Nachtwind wiegten, ein Himmel, der mich an dunkelblaue Seide erinnerte, und die laue Luft.

Etwas für romantisch veranlagte Menschen. Doch nichts für mich. Ich hatte momentan andere Sorgen.

So herrlich dieser Strand auch war, ich stand hier völlig deckungslos und musste zusehen, dass ich zwischen den ersten Bäumen ein gutes Versteck fand.

Von Suko und Bill sah ich nicht einen Hemdzipfel. Wenn sie noch lebten - und damit rechnete ich irgendwie -, waren sie sicherlich an einer anderen Stelle auf die Insel geschafft worden.

Geduckt lief ich auf den Palmenwald zu. Bis zu den Knöcheln versanken meine Füße im hellen Sand, der bei jedem Schritt hinter mir aufstäubte.

Die Palmen standen etwas erhöht, das Gelände führte schräg bergauf, und ich war froh, als ich mein erstes Versteck fand.

Ich schaute zurück. Mein Blick glitt über das Meer und blieb an der die Insel umgebenden Nebelwand hängen. Ich sah, wie die Wellen dem Strand entgegenrollten und mit ihren hellen Kämmen langsam ausliefen.

Von den Verfolgern entdeckte ich keinen mehr. Aber auch die berühmte Festung hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Sie müsste weiter im Inneren der Insel liegen, und nach dorthin machte ich mich auf den Weg.

Ich ging durch den Wald. Irgendwann hatte er bestimmt ein Ende,

zunächst jedoch führte der Weg weiterhin bergauf.

Ich achtete auf Stimmen ebenso wie auf andere Geräusche, aber selbst die Tiere schienen die Insel zu meiden, denn ich hörte keinerlei Laute.

Der Boden unter meinen Füßen war hart, kantig und porös. So sah eigentlich nur Vulkangestein aus. In der Südsee gab es leider zahlreiche Vulkan-Inseln. Manche Berge arbeiteten noch hin und wieder und spien ihre glühende Lava aus dem Schlund. Aber da hatte ich auch so meine Erfahrungen gesammelt.

Dichtes Unterholz markierte meinen weiteren Weg. Noch steiler stieg das Gelände an. Bald konnte ich nicht mehr aufrecht gehen, sondern bewegte mich in einer Schräglage voran, die ich auch nicht lange einhalten konnte, so dass ich schließlich auf allen vieren weiterging. Oft musste ich mich am Gestrüpp festhalten und mich weiter in die Höhe ziehen.

Durch diesen Marsch geriet ich ins Schwitzen. Meine Kleidung dampfte, sie trocknete auch, jetzt klebte sie mir feucht und schwer am Körper.

Meine Waffen waren noch vorhanden. Ich hatte weder Kreuz, Dolch, noch meine Beretta verloren.

Wenige Minuten später hatte ich den Gipfel erreicht. Nach einigem Umherschauen stellte ich fest, dass ich mich auf dem Kamm einer Schluchtwand befand.

Ich ging ein paar Schritte vor und blieb abrupt stehen, weil das Gelände vor mir steil abfiel. Aber ich konnte auch in die Schlucht sehen, und meine Blicke hefteten sich an dem Gegenstand fest, dessentwegen ich überhaupt die Strapazen auf mich genommen hatte. In der engen Schlucht unter mir lag die Festung!

Ich war sprachlos. Sekundenlang starrte ich auf das gewaltige Bauwerk, das irgendwie einmalig wirkte.

Voll fielen das Sternenlicht und der fahle Schein des am Himmel

hängenden Halbmonds in die Schlucht und leuchteten die aus Knochen und Gebeinen errichtete Festung an.

Es war ein makabres Bild. An der Außenmauer waren die Knochen senkrecht aneinandergepresst worden. Dazwischen hatte man Löcher für vergitterte Fenster freigelassen und links von der Festung führte eine aus Gebeinen bestehende Brücke über einen kleinen Bach, der von einem aus den Felsen strömenden Wasserfall gespeist wurde. Hinter den Fenstern glühte es rot. Aber ich sah keine Gestalten oder Dämonen, die in der Festung gefangen gehalten wurden. Sie war leer und noch nicht fertig, denn das Dach fehlte. Nur die Knochen ragten dort, wo es hinkommen sollte, in den dunklen Himmel. Jetzt hatte ich den Beweis, wofür dieser Naga all seine Gebeine benötigte. Aber warum? Was war der Grund? Und für wen baute er diese verdammte Festung?

Mein Blick glitt daran vorbei und hakte sich am anderen Ende der Schlucht fest.

Als Ende im eigentlichen Sinne konnte man das kaum bezeichnen, denn dieses schmale Tal wurde von der breiten Scheibe eines Hauses begrenzt.

Es war unwahrscheinlich, aber Naga hatte sein Haus so aufgebaut, dass dessen Rückseite die Grenze der Schlucht bildete. Und ich musste dort hinunter, denn wollte ich Naga stellen und das Geheimnis um die Schlucht erfahren, konnte ich nicht hier oben warten. Der Zeitpunkt erschien mir günstig, denn noch war von seinen Helfern und auch von ihm selbst nichts zu sehen.

Vielleicht konnte ich auch in seinem Haus warten. Dann war die Überraschung um so größer. Der Kerl sollte sich wundern.

Ich begab mich auf die Suche nach einem Abstieg. Irgendwo musste es doch eine Stelle geben, wo ich einigermaßen sicher nach unten kam.

Tatsächlich. Rechts von mir sah ich einen schmalen Pfad, der wie

mit dem Messer geschnitzt in den Fels schnitt.

Das war die Stelle. Mein gefährlicher Abstieg begann...

Scraal zitterte, tobte und flehte.

Er hatte schon zu lange in der verdamten Festung verbracht, hatte sich den Hohn und den Spott der anderen Dämonen gefallen lassen müssen, aber all das hatte ihn nicht von seinem Plan abgebracht, aus diesem Gefängnis zu entkommen.

Seine Gedanken waren von Naga empfangen worden, und der hatte sich sofort an die Arbeit gemacht. Sehr geholfen hatte ihm dabei die Magie der Zahlen. Wenn er die einzelnen Felder verschob, damit gewisse Konstellationen entstanden, konnte er auch einen Blick in die andere Dimension werfen.

Und er hatte die Festung im Nirgendwo gesehen. Er wusste jetzt, wie sie gebaut werden musste. Wenn sie fertig war, würden Asmodina und der Dämonenrichter die Leistung anerkennen?

Scraal hoffte es. Seine sechs Augen begannen zu glühen, wenn er daran dachte.

Er wurde immer unruhiger, je mehr Zeit verflog. Dann gab es Schwierigkeiten. Ein Mann hatte sich auf die Spur des Japaners geheftet, der im Reiche der Schwarzblütler einen großen Namen besaß.

John Sinclair!

Auch Scraal wusste, was mit ihm los war, dass er sogar Destero getötet hatte und jetzt dessen Schwert besaß. Asmodina und alle anderen hassten ihn, aber es war ihnen nicht gelungen, ihn auszuschalten.

Scraal würde es versuchen, das hatte er den Dienern des Spuks auch gesagt, als sie nach ihm schauten. Ob die Worte Erfolg zeigten, musste sich erst noch herausstellen.

So blieb dem dreiköpfigen Pestdämon nichts anderes übrig, als

weiterhin zu warten. Er wurde unruhiger, immer nervöser, suhlte sich auf dem Boden herum und ließ Hohn und Spott der anderen Mitgefangenen über sich ergehen.

Bis sie ihn eines Tages herausholten.

Zuerst wollte er es gar nicht glauben, denn vier Gestalten erschienen bei ihm. Er durfte die Zelle verlassen.

Abermals musste er den langen Gang in der Festung durchqueren.

Diesmal in der anderen Richtung. Und er war gespannt. Hatte der Spuk angebissen? Würde man ihn endlich freilassen?

Er wurde dorthin geführt, wo man ihn auch abgeurteilt hatte. Dort wartete der Spuk. Er war noch dunkler als die herrschende Finsternis. Seine Kutte wallte auf und nieder, obwohl sich hier kein Lufthauch regte, und dann hörte Scraal seine Stimme.

»Ich habe vernommen, was du meinen Dienern gesagt hast. Du warst in deiner Zelle nicht untätig und hast einem Menschen auf der Erde den Befehl gegeben, die Festung aus Gebeinen nachzubauen. Er hat es fast geschafft, wir beobachteten ihn. Doch ein Mann setzte sich auf seine Spur. John Sinclair. Er ist unser Erzfeind, und wir haben es noch nicht geschafft, ihn zu töten. Deshalb unternehmen wir einen neuen, völlig außergewöhnlichen Versuch. Wir lassen dich frei und schicken dich zu deinem Diener Naga. Durch seine Zahlenmagie ist es ihm gelungen, den Blick in das Pandämonium zu werfen. Hilf ihm dabei, John Sinclair zu vernichten, und du kannst auf unsere Unterstützung zählen.«

Scraal vernahm die Worte. Er konnte sie kaum glauben. Ein Traum war Wirklichkeit geworden. Nichts hielt ihn mehr.

»Hast du alles verstanden?« fragte der Spuk. Scraal bejahte.

»Dann bist du frei. Geh, denn die Kombination der Zahlen steht im Augenblick sehr günstig.« Und Scraal verschwand...

Messner, der berühmte Bergsteiger, hätte an mir bestimmt keine

Freude gehabt. Ich hing manchmal in der steilen Felswand wie ein schwangeres Nashorn.

Es war verflixt schwer, den Weg nach unten zu schaffen. Was heißt außerdem Weg? Es gab gar keinen.

Den Pfad, den ich entdeckt hatte, der hörte schon nach einigen Yards auf. Ich stand wieder an einer Stelle, von der es senkrecht in die Tiefe ging.

Aber umkehren wollte ich auch nicht. Also machte ich mich daran, die Wand hinunterzuklettern. Einen kleinen Vorteil besaß ich ja. Die Wand war nicht glatt. Es gab zahlreiche Vorsprünge und auch genügend Risse in dem Gestein, wo ich Halt fand und mich auch abstützen konnte. Nur hatte ich immer Angst, dass das Gestein abbrechen könnte. Schließlich bin ich kein Leichtgewicht. Es wurde schwierig, immer weiter dem Boden der Schlucht entgegenzuklettern.

In Strömen rann mir der Schweiß über das Gesicht. Wenn man mich jetzt entdeckte, konnte man mich so aus der Wand putzen. Den Gedanken daran verdrängte ich sehr schnell und hangelte weiter.

Als ich die Hälfte unbeschadet hinter mir hatte, wurde ich leichtsinniger, kletterte schneller und bekam prompt die Quittung. Über mir lösten sich einige Steine, tickten nach unten und verschonten auch mich nicht.

Es tat zwar weh, als ich getroffen wurde, aber die Geräusche, die die Steine verursachten, als sie unten aufschlugen, bereiteten mir wesentlich größere Sorgen.

Bis jetzt hatte niemand etwas von meinem Abstieg gehört, und das sollte sich auch nicht ändern.

Ich hatte Glück. Anscheinend war keinem aufgefallen, wer sich da nach unten bewegte, und die restliche Strecke fand ich leicht. Die letzten zwei Yards sprang ich und kam gut auf.

Auch auf dem Grund dieser engen Schlucht fand ich das gleiche Gestein vor. Rissig, porös, dunkel.

Zügig, aber doch darauf bedacht, so wenig Geräusche wie nur möglich zu verursachen, näherte ich mich der aus Gebeinen bestehenden Festung. Jetzt, wo ich dicht davor stand, sah sie noch gewaltiger aus als von oben betrachtet.

Die einzelnen Knochen schimmerten bleich. Etwa in Kopfhöhe befand sich eines der Fenster. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und schaute hindurch.

Das rote Licht drang vom Boden des Zelleninneren hoch und füllte den winzigen Raum vollkommen aus. Noch immer wusste ich nicht, für was oder wen diese Festung gebaut worden war. Ich hatte auch nie von ihr gehört, geschweige denn sie je gesehen, aber auch hier spürte ich die unheimliche Atmosphäre, die sich in diesem Talkessel ausgebreitet hatte und von der Festung ausging.

Ich umrundete sie.

Die Eingangstür oder das Tor war nicht verschlossen. Ich konnte in das Innere schauen, sah einen langen Gang wie in einem Gefängnis und erkannte die Türen, die zu beiden Seiten abzweigten. Sie standen offen.

Es reizte mich, die Festung zu betreten. Ob ich später einmal die Chance bekam, war nicht vorherzusagen. Deshalb holte ich mein Kreuz hervor und schlüpfte in das Innere des makabren Bauwerks.

Es war schon ein seltsames Gefühl, über die Knochen von Toten zu gehen. Ich konnte gar nicht leise auftreten, denn das bleiche, gelblich schimmernde Gebein pflanzte den Schall fort.

Ich schaute in die Zellen. Klein, nahezu winzig waren sie. Nicht größer als Verliese. Kein Tisch, kein Stuhl, nur das makabre Gebein.

Ein idealer Ort, um das Grauen aus einer fremden Dimension hier wohnen zu lassen. Mich schauderte.

Links von mir begann eine Wendeltreppe. Auch sie bestand aus Knochen und führte in die oberen Bereiche der unheimlichen Festung.

Mein Kreuz reagierte Überhaupt nicht. Ich spürte weder eine magische Strömung, noch lauerten irgendwelche Gegner auf mich, was das Kruzifix bestimmt angezeigt hätte. Alles blieb ruhig. Die Ruhe vor dem Sturm...

Längst traute ich dem Frieden nicht. Diese Festung konnte für mich zu einer Rattenfalle werden, aber ich spürte auch den Drang, sie zu erforschen.

Die Treppe hatte es mir angetan. Über die aus Knochen gefertigten Stufen stieg ich hoch in die erste Etage der Festung, wo ich abermals einen Gang sah, der dem eines irdischen Gefängnisses glich. Die knöcherne Festung barg zahlreiche Zellen, in denen Gefangene ihr Leben aushauchen konnten.

Für wen waren sie gedacht?

Auf diese Frage sollte mir Naga eine Antwort geben. Vorausgesetzt, ich fand ihn. Bisher wusste ich nicht einmal, wie dieser Mann aussah. Mir war nur bekannt, dass er aus Japan stammte.

Auch in der dritten Etage sah ich den Gang und die Zellen. Mit schussbereiter Waffe schritt ich mutterseelenallein durch dieses makabre Gebäude, schaute in die leeren Zellen und ging wieder zurück, um die letzte Treppe in Angriff zu nehmen, die hoch zum Dach führte, das noch auf seine Fertigstellung wartete.

Ich nahm die letzten Stufen und stand in der vierten Etage der Festung.

Da noch keine Abdeckung vorhanden war, konnte ich von dieser Stelle aus durch die Schlucht schauen. Und nicht nur das. Mein Blick glitt auch durch die Scheibe in das Haus hinein, das dem Japaner gehörte.

Zum erstenmal bekam ich Naga zu Gesicht.

Genau konnte ich ihn nicht erkennen, ich sah wohl die kleine, dunkel gekleidete Gestalt, die sich vor dem helleren Fackellicht im

Inneren des Hauses abhob. Er stand auf einer großen Fläche, die mit Quadraten überdeckt war.

Die magischen Zahlen! Dort also fand ich sie.

Naga war nicht allein. Im Hintergrund des Raumes entstand Bewegung.

Da kam jemand. Es waren mehrere Gestalten, die das Haus von der Vorderseite betraten. Auf ihren Schultern lagen lange Stangen, die sie mit den Händen umklammert hielten. Und an den Stangen hing ein Netz.

Mit Inhalt.

Mir stockte der Atem, als ich sah, wer dort in dem Netz gefangen war.

Bill Conolly und Suko! Die Kerle hatten sie also doch erwischt.

Als die Männer ihren Boss erreichten, ließen sie die Stangen von den Schultern rutschen und das Netz mit den beiden Männern zu Boden gleiten. Dann traten sie zur Seite.

Ich zählte über zehn Leute, die sich um den Japaner versammelt hatten und in seinen Händen nicht mehr als Marionetten waren.

Willenlose Geschöpfe, die auf gedankliche Befehle des Meisters reagierten. Und auch töteten! Denn daran, dass sie Suko und Bill am Leben lassen würden, glaubte ich nicht. Doch ich war noch da. Und ich würde ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Gesehen hatte ich genug. Für mich ging es an den Abstieg. Ich wollte die Festung so schnell wie möglich verlassen.

Eine halbe Treppenlänge kam ich weit, als ich, wie vor eine Wand gelaufen, stehenblieb. Die Festung war nicht mehr leer. Zwei Monster erwarteten mich!

Ihr Leben hing wirklich nur an einem hauchdünnen Faden, denn die Männer kannten kein Pardon. Sie schleuderten das Netz mit ihren beiden Gefangenen ins Meer, sprangen selbst vom Schiff, enterten

ihre kleinen, aber stabilen Boote und ruderte los, während sich das Netz mit der menschlichen Beute im Schlepptau befand.

Bill und Suko hatte zum Glück mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet und tief eingeaatmet, bevor ihr eigenes Körpergewicht sie unter Wasser drückte.

Die Kerle ruderten los. Das Netz hatten sie an zwei Booten festgehakt, während es schwer im Wasser hing und durch das starke Gewicht nur träge vorangezogen wurde.

Die beiden Gefangenen erlitten Höllenqualen. Um sie herum war eine dunkle Wand, die irgendwie grünlich schimmerte. Das Wasser umspielte sie, die Dünung trieb sie mal hoch, aber nie über die Wasseroberfläche, so dass es ihnen nicht möglich war, nach Luft zu schnappen. Sie mussten in dieser engen Wasserhölle ausharren.

Verzweifelt versuchten sich Bill und Suko zu befreien. Der Chinese hatte sich aufgerichtet. Er kniete mehr im Netz und wollte die Maschen zerreißen. Mit den bloßen Händen schaffte er es nicht, das musste er schon sehr bald einsehen. Sie blieben Gefangene.

Auch Bills Versuch scheiterte.

Dann begann der Luftmangel. Urplötzlich machte er sich bemerkbar.

Zuerst bei Bill, dessen Lungen nicht das Volumen hatten wie die des Chinesen.

Bis jetzt hatte Bill Conolly es geschafft, die Augen offen zu halten.

Irgendeine Kraft zwang ihn, sie zu schließen. Und trotzdem sah er Bilder.

Keine realen, sondern Visionen, von einem wirbelnden Rot überdeckt.

Instinktiv presste er noch die Lippen zusammen, obwohl jede Faser seines Körpers nach Luft schrie.

Er wollte atmen, er musste atmen.

Es ging nicht mehr. Doch ein winziger Rest seines Verstandes sagte ihm, dass es dann aus war, wenn er jetzt die Lippen öffnete.

Wasser, nur Wasser - und...

Da hielt es Bill nicht länger aus. Er öffnete den Mund, wollte Luft schnappen, doch nur Wasser drang in seinen Rachen.

Es war ein gewaltiger Schwall, eine Mauer - und Luft!

Ihre Bewacher schienen bemerkt zu haben, dass die Männer sterben würden, wenn sie weiterhin unter Wasser blieben. Sie hatten das Netz mit den Gefangenen hoch gehievt. Endlich.

Zuerst brach, hustete und spuckte Bill. Seine Brust schmerzte, die Lungen brannten, er konnte es nicht glauben, dass er wieder frei atmete.

Auf einmal war alles anders, kein Wasser mehr um ihn herum, einfach nichts.

Nur der Himmel über ihm und Wellen, die zum Glück nur unten gegen das Netz schwappten. Er war gerettet.

Und Sukos?

Der Chinese hockte rechts neben ihm. Zusammengesunken, wie ein Häufchen Elend. Sukos sah aus, als wäre er schon tot. Doch als Bill ihm einen Blick zuwarf, da kniff er ein Auge zu. Demnach war er wieder auf dem Damm.

Bill Conolly fühlte sich wohler. Dann spürte er die harte Unterlage unter seinem Körper und nahm auch das heftige Schwanken wahr, dem er ausgesetzt war.

Der Reporter bewegte sich und stellte fest, dass er nicht in einem Boot, sondern auf einem Floß hockte. Das hatte er vorher gar nicht gesehen, die Kerle mussten es so mitgeführt haben, jetzt war es jedoch zu seiner Rettungsinsel geworden.

Und auch zu Sukos.

Vier Männer lenkten das Floß. Sie standen an den vier Enden und tauchten lange Stangen in das Wasser. Wie sie die Balance hielten und wie sie das Floß voran bewegten, das ließ schon auf eine gewisse Portion an Routine schließen. Jedenfalls fühlten Sukos und

Bill sich auf diesem viereckigen Bohlenbrett sicher.

Auch der Reporter hatte sich inzwischen wieder erholt. Er konnte sogar klare Gedanken fassen.

»Haben wir eine Chance?« fragte Suko.

»Du meinst zur Flucht?«

»Ja.«

»Kaum. Schau dich doch mal um. Das ist doch Mist hier. Wir kommen nicht aus dem verdammt Netz raus. Wenn die Maschen nicht aus Metall wären, dann ja. Aber so...«

»Du hast doch deinen Wunderstab«, flüsterte Bill.

»Ihn einzusetzen, hat keinen Zweck.«

»Aber wenn du die Zeit anhalten kannst...«

»In fünf Sekunden schaffen wir nichts«, hielt ihm der Chinese entgegen.

»Ja, du hast recht.«

Die Unterhaltung der beiden war von den Aufpassern gehört worden.

Doch Bill und Suko waren sicher, dass die Burschen nichts verstanden hatten. Es waren Einheimische, zudem hatten sie sehr schnell gesprochen.

Noch immer fuhren sie durch den Nebel, der sich jedoch plötzlich lichtete. Er wurde zuerst dünner, bestand dann nur noch aus leichten Fetzen und war schließlich ganz verschwunden. Freie Sicht!

»Mensch, die Insel«, flüsterte Bill. »Das ist ja ein wahrer Südsee-Traum.«

Womit der gute Bill Conolly nicht unrecht hatte. Wenn er den weißen Strand und die herrlichen Palmen sah, die dicht dahinter wuchsen und sich zu einem Wald zusammenballten.

»Mann«, sagte Bill zu sich selbst, »hier möchte ich mal Urlaub machen.«

»Vielleicht geht der Traum auch in Erfüllung«, erwiderte Suko

sarkastisch. »Dann machst du Urlaub für immer.«

»Dein Humor gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht.«

Die Geschwindigkeit des Floßes nahm zu. Auslaufende Wellen überrollten das primitive Gefährt und schoben es immer weiter in das flachere Wasser hinein.

Schon bald zogen die Männer ihre langen Paddelstangen hoch. Die anderen Boote hatten das Ufer schon erreicht. Sie wurden durch den Sand geschleift, und danach umringten die Männer die neu Angekommenen. Sie sprachen mit den Kerlen auf dem Floß, und gemeinsam hievten sie das Netz hoch, um es am Strand in den hellen Sand zu werfen. Dabei gingen sie nicht gerade sanft mit Suko und Bill um, doch die weichere Unterlage dämpfte den Aufprall zumindest.

Einer gab einen Befehl. Ein Zeichen für die Männer mit ihren Paddelstangen. Sie schoben zwei Stangen durch Ösen im Netz, hievten sie hoch und legten sie auf ihre Schulter.

Der Abmarsch begann.

Die Männer waren unterschiedlich groß und gingen auch nicht gleichmäßig. Bill und Suko wurden durchgeschaukelt. Der Reporter hatte noch zuviel Salzwasser im Bauch. Bill musste sich übergeben. Im Schwall spie er das Wasser aus.

»Kannst du dich nicht beherrschen?« fragte Suko.

»Sei froh, dass ich mich nicht zu dir hingedreht habe«, gab Bill zur Antwort.

Der Humor war ihnen geblieben, trotz der miesen Situation, in der sie sich befanden. Und ihre Waffen hatten sie auch noch. Ein Vorteil, der wohl nicht mit Gold aufzuwiegen war. Sie wurden weiter durch den Wald geschleppt. Nur führte der Weg jetzt bergauf, und die Träger keuchten unter der Last der beiden Männer. Vor allen Dingen Suko war ziemlich schwer.

Den Gedanken an eine Befreiung hatten Bill und Suko vorerst aufgegeben. So etwas konnten sie sich abschminken, denn ihre Gegner ließen die beiden nie aus den Augen. Manchmal, wenn die Strecke nicht mehr so steil verlief, dann steigerten sie die Geschwindigkeit. Suko und Bill schwankten und schaukelten im Netz hin und her, wobei sie sogar gegen die Stämme der Palmen klatschten, was die Träger aber nicht weiter störte. Sie wollten nur ihre lebende Beute abliefern.

Trotz der miesen Lage waren Bill und Suko auf diesen Naga sehr gespannt. Bill hielt ihn für einen gefährlichen Scharlatan, während Suko ihn weitaus stärker einschätzte. Die beiden unterhielten sich auch über das Thema, und der Chinese meinte: »Ich glaube, dass Naga ein Mensch ist ähnlich wie Dr. Tod. Ohne Skrupel, ohne Erbarmen. Und so etwas suchen Dämonen doch.«

»Vielleicht hat er magische Fähigkeiten.«

»Möglich, dass er die sich angeeignet hat. Zumindest versteht er es, Menschen durch starke Hypnose in seinen Bann zu ziehen. Und das ist ja auch verdammt schlimm.«

Da gab ihm Bill recht. Er brauchte nur daran zu denken, wie dieser Naga allein durch geistige Kraft seine Helfershelfer getötet hatte, und das auf eine grauenhafte Art und Weise, wie sie der Reporter noch nie zuvor erlebt hatte.

So etwas war schon schlimm. Und wenn Naga die Männer hier nicht mehr brauchte, würde er sie auch töten.

Die Leute wussten gar nicht, in welch einer Gefahr sie schwebten.

Begreiflich machen konnte man es ihnen nicht. Und wenn, dann hätten sie es kaum geglaubt.

Der Weg endete plötzlich. Genau dort, wo auch der Palmenwald zu Ende war und sich ein Platz anschloss. Er war gerodet worden, und die beiden Männer bekamen den freien Blick auf ein bungalowähnliches Haus mit flachem Dach.

»Nagas Burg«, sagte Bill.

Suko gab keine Antwort. Er schaute nur auf die große Tür, die aus Bambusholz bestand und jetzt langsam aufschwang. Da die beiden Männer in dem Netz hockten, konnten sie erkennen, was hinter der Tür lag.

Sie schauten in eine große Halle, die vom Licht hin und her tanzender Fackeln erhellt wurde. Elektrischen Strom schien es auf dieser Insel nicht zu geben.

Und vor den Fackeln, dicht hinter der Schwelle, stand er. Naga!

Der Japaner erwartete die beiden. Bill Conolly kannte ja Tokata, den Samurai des Satans. Er war ein gewaltiger Koloss, im Gegensatz zu Naga.

Ihnen präsentierte sich ein relativ kleiner Mann, dessen Kopf die Form eines Apfels hatte, allerdings eines zerknitterten, denn die Haut zeigte zahlreiche Falten. Der Schädel schien glatt geschoren zu sein, Bill und Suko sahen keine Haare unter der fezähnlichen Kappe hervorlugen.

Naga trug einen dunklen Anzug, wobei die Jacke kittelähnlich und am Hals hoch geschlossen war. »Schafft sie zu mir!« rief er.

Die Träger beeilten sich noch mehr. Bald klatschten ihre nackten Füße auf den Steinen des Fußbodens. Dann setzten sie Bill und Suko ab.

Naga kam langsam näher. Durch ein Zeichen gab er seinen Leuten zu verstehen, sich zurückzuziehen. Die Männer bauten sich vor den Fackeln auf, deren Licht ihnen einen dämonischen Anstrich gab.

Bill und Suko schauten an Naga vorbei und sahen ebenfalls die große Scheibe, die ihnen einen Blick in die Schlucht und damit auf das makabre Bauwerk ermöglichte.

Auch sie waren von der Festung beeindruckt. Noch nie im Leben hatten sie so etwas gesehen. Eine Festung aus Gebeinen!

Wie lange mussten Menschen daran gebaut haben. Und wie schwer

musste die Materialbeschaffung gewesen sein.

Dass hier der Odem des Bösen wehte, merkten die beiden Männer sofort. Die Luft war anders als draußen. Sie glaubten, den grausamen Hauch fast körperlich zu spüren, wie er sie streifte, wie er lockte, wie er umhertanzte.

Und sie glaubten auch, die Quelle zu kennen.

Es war das magische Quadrat dort auf dem Boden. Große Zahlen waren in einem rot umrandeten Schachbrettmuster zu sehen, und als Bill sie rasch hintereinander addierte, dann kam er zu dem Ergebnis 34.

Ob diagonal, waagerecht oder senkrecht. Immer wieder ergab die Summe die Zahl 34. Ein Phänomen!

Dann schrie Naga etwas in einer Sprache, die Bill und Suko nicht verstanden. Er bekam von seinen Männern keine Antwort und wandte sich an die Freunde.

»Wo ist der dritte?« Diesmal hatte er englisch gesprochen, doch Bill und Suko grinsten ihn nur an.

»Wo ist er?«

»Nicht da«, sagte Suko. »Wir wissen es nicht!«

»Eure Namen!«

»Bill Conolly.«

»Suko.«

Der Japaner schaute sie mit flammendem Blick an. Und jetzt sahen die beiden diese ungeheure Kraft, die in den Augen des Mannes wohnte. Ja, damit konnte er Menschen beeinflussen. Auch Bill hielt dem Blick nicht stand. Er senkte die Lider.

»John Sinclair ist nicht dabei«, flüsterte Naga. »Er ist entkommen, aber er kann nicht weit sein. Er wird sich auf dieser Insel versteckt halten. Das fühle ich, das merke ich.« Auf dem Absatz fuhr Naga herum. Er schrie seinen Männern etwas zu, und die verschwanden, bis auf zwei.

»John wird ihm schon die Flötentöne beibringen«, meinte Bill und grinste schief. »Bestimmt.«

Zunächst einmal kümmerte sich Naga nicht um die beiden, sondern betrat das Schachbrett, wobei er zwei Zahlen vertauschte. Jetzt sahen Bill und Suko, dass sie nicht aufgemalt waren, sondern aufgeklebt. Naga zog sie kurzerhand ab.

Er vertauschte die Zahlen eins und vier. Dann stand er schnell auf und begann zu lachen. »Er wird kommen!« rief er. »Scraal kommt.«

»Wer ist Scraal?« rief Bill.

Naga fuhr herum. Er schaute die beiden im Netz hockenden Männer an und dann auf seine Diener, die schwere Macheten in ihren Händen hielten und die scharfen Klingen über den Köpfen der Gefangenen schweben ließen.

»Scraal ist der dreiköpfige Dämon, dessen Diener ich geworden bin. Aus Luzifers Festung, die zwischen den Dimensionen liegt und wo Heulen und Zähneklappern herrscht, hat er mich angerufen. Sein Geist hat die Dimensionen und auch die Zeit überwunden. Er erreichte mich, ich ging auf ihn ein, denn ich hatte Glück, weil ich hier auf der Insel meine magischen Zahlenexperimente durchführte. Die Zahlen standen sehr günstig. So wie jetzt. Ein Tor wurde geöffnet, die Gedanken strömten auf mich ein, und ich hörte die Bitte des Dämons. Scraal bat mich, eine Festung zu errichten. Eine Festung aus Knochen und Gebeinen, wie sie auch in der Unendlichkeit der Zeiten umherschwabt. Gern kam ich seiner Aufforderung nach, denn er versprach mir nach seiner Freilassung Macht und Einfluss. Ich sollte noch stärker werden, sollte hervorgehen wie ein Triumphator und mit Scraals Hilfe hier einen Stützpunkt errichten. Ich machte mich sofort an die Arbeit, erhielt Informationen, und Scraal gab mir die Fähigkeit der Hypnose. So konnte ich meine Diener gewinnen, die überall auf der Welt für mich die Gebeine und Knochen der Toten sammelten und herschafften. Ich baute die Festung nach seinen

Angaben, schuf ein genaues Ebenbild von der im Jenseits, und Scraal, der Versager, konnte nun beweisen, dass er mehr war, dass sein Einfluss noch weit reichte. Das sah auch der Spuk ein. Er hatte Erbarmen mit Scraal. Da seine Seele noch nicht in das Reich des Spuks eingegangen war, konnte er freigelassen werden. Er brauchte nicht mehr bei den anderen seine Strafe abzusitzen. Und heute ist der Tag, wo Scraal zu mir zurückkehrt. Ja, er kommt wieder.«

Naga drehte sich und deutete auf das magische Quadrat. »Soeben habe ich ihm den Weg geebnet. Nur noch Sekunden, dann wird er erscheinen.«

Der Japaner vergaß seine beiden Gefangenen und schaute nur auf die Felder, deren Zahlen er vertauscht hatte. Rechts oben, wo die vier gestanden hatten, tat sich etwas.

Das flache Quadrat begann plötzlich zu glühen. Ein roter Schein breitete sich vom Boden her aus und nahm das gesamte Feld in Anspruch. Im nächsten Augenblick stieg Dampf auf, erst eine graue Wolke, die aber immer dunkler wurde und schließlich eine pechschwarze Farbe annahm.

»Er ist da!« brüllte Naga. Dabei riss er beide Arme hoch.

Plötzlich puffte die Wolke auseinander, das Quadrat war frei, und die beiden Freunde sahen die Gestalt Scraal!

Bill und Suko schluckten.

Dieser Dämon war eine Ausgeburt an Hässlichkeit. Er besaß drei Köpfe mit jeweils zwei Augen, die an Kugeln erinnerten. Sie waren nicht einmal sehr groß, dafür aber die Mäuler, die wie Spalten unter den Augen klafften und schwarze Wolken ausstießen.

Träge trieben sie über das magische Quadrat. Sie schwebten auf Suko und Bill zu. Beide merken den Ansturm des ungeheuer Bösen, das sich hier breit machte.

Auf einmal waren da andere Gedanken. Fremde, gefährliche, chaotische. Doch so schnell wie sie gekommen waren, trieben sie

auch wieder fort. Aber sie manifestierten sich.

Die Gedanken nahmen Gestalt an!

Schlimme Wesen standen plötzlich auf den Feldern, alptraumhafte Geschöpfe, halb Mensch, halb Tier. Dämonen mit unförmigen Körpern und grauenerregendem Äußen. »Geht!« schrie Naga. »Geht in die Festung! Ihr seid Scraals Freunde und auch meine. Dort ist euer Platz. Für euch allein habe ich sie gebaut...«

Naga rannte auf die große Scheibe zu, drückte an der rechten Seite dagegen, und im nächsten Augenblick schwang die Scheibe herum und gab den Weg frei.

Die Monster aber lösten sich aus dem magischen Quadrat und eilten der Festung entgegen, wo sie ihren Platz einnehmen sollten.

»Aus den Dimensionen des Schreckens sind sie gekommen«, sagte Naga. »Hier wird jetzt ihr weiterer Platz sein, und ich werde dafür sorgen, dass sie sich wohl fühlen können. Diese Festung wird für sie kein Gefängnis sein, sondern der Neubeginn eines reichen dämonischen Lebens.«

Scraal hörte die Worte und war zufrieden. Doch auch er hatte eine Aufgabe zu erfüllen. »Wo ist John Sinclair?« fragte er. Er konnte in der Sprache reden, die auch Bill und Suko verstanden.

»Nicht hier!« rief Naga.

»Und die beiden da?«

»Sind seine Freunde.«

Scraal zögerte etwas, und Naga enttäuschte ihn nicht. »Sie gehören dir allein, Scraal!« brüllte er...

Ich war wirklich geschockt, denn mit dem Auftauchen der Monster hätte ich nie im Leben gerechnet. Für mich war es eine völlig leere Festung gewesen und jetzt standen sie da. Geschöpfe wie sie nur das Reich des Schreckens hervorbringen konnte.

Die beiden reichten mir in ihrer Körpergröße etwa bis zum Knie.

Sie schillerten rot, liefen auf zahlreichen Beinen und waren mit sperrigen Haaren bedeckt. Augen hatten die Wesen nicht, dafür sah ich kleine Öffnungen überall auf dem Körper verteilt.

Und aus denen spritzte mir etwas entgegen.

Ich hatte mich zum Glück auf einen heimtückischen Angriff eingestellt, und wuchtete mich zurück. Die milchigen Strahlen, die die Monster verteilt, verfehlten mich, rauschten an mir vorbei und klatschten zu Boden, wo sie zischten und dampften.

Ich hielt die Pistole in der Hand, zielte kurz und feuerte zweimal. Beide Kugeln verteilte ich auf die zwei Wesen. Die Silbergeschosse hieben in die Körper, die sich plötzlich zusammenzogen, Flüssigkeit verloren und austrockneten, bevor sie als leere Hülle zurückblieben, in denen sich kein Leben mehr befand.

Das war geschafft.

Vielleicht hatte der Japaner einen Fehler gemacht. Denn nur er konnte mir die Monster geschickt haben, davon war ich fest überzeugt. Er hätte doch stärkere her senden können. Nun war ich gewarnt und konnte mich auf weitere Angriffe entsprechend einstellen.

Die erste Treppe war frei. Ich erreichte die zweite Etage und schaute in den Gang.

Dort hatte sich nichts verändert. Nach wie vor standen die Türen zu den Zellen offen. Ob jemand in einem der Verliese lauerte, wusste ich nicht, wollte auch nicht nachschauen, denn ich musste die Festung so rasch wie möglich verlassen, um meinen beiden Freunden zu helfen.

Die aus Knochen gebaute Treppe stieg ich nur auf Zehenspitzen hinab.

Man sollte mich so wenig wie möglich hören. Befanden sich weitere Monster in der Nähe, wollte ich sie überraschen.

Die nächste Etage. Irgend etwas war hier anders, das fühlte ich.

Diesmal würde ich nicht auf einen leeren Gang stoßen. Ich bewegte mich behutsam vor. Das Gebein unter meinen Schuhsohlen war weicher als ein normaler Belag. Wenn ich das Gewicht verlagerte, bog es sich immer leicht durch, und es scheuerte auch gegeneinander.

Meine Gegner waren gewarnt. Und sie reagierten.

Ich wollte gerade in den Gang schlüpfen, als sich ein tentakelartiger Arm um die Ecke wand und sich blitzschnell um meinen Hals legte. Dann drückte er zu. Das geschah mit einer Kraft, die mir leicht einen Genickbruch hätte einbringen können.

Ich stemmte mich dagegen an.

Mein Gegner konnte kein Pardon, zog mich um die Ecke, und ich schaute in den zahnbewehrten Rachen eines menschengroßen Monsters, das Ähnlichkeit mit einem aufgerichteten Krokodil aufwies.

Ich feuerte die geweihte Silberkugel in den Rachen.

So schlimm diese Wesen auch aussahen, zumeist waren es Dämonen der unteren Stufe, Angstmacher, die von den Höheren Dämonen geschickt wurden, um ihnen die ersten Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Das versuchten sie auch hier.

Meine dritte Kugel zerstörte das Monster. Der glitschige Arm wand sich von meinem Hals, und mit einem Zischen löste sich das Wesen auf.

Aber sofort kam ein zweites. Es war ein Geschöpf, das mich an einen Werwolf erinnerte, jedoch auf vier Beinen lief und einen im Verhältnis zum Körper übergroßen Kopf besaß. Die Zähne in dem Rachen waren weiß, lang und spitz. Sie hätten mich mit Vergnügen zerrissen.

Nach zwei Sprüngen hechtete das Monster in meine vierte Kugel. Das geweihte Silber stoppte dieses Wesen, das sich jaulend überschlug und dann liegen blieb. Es löste sich zu einer stinkenden Brühe auf, die in den Ritzen zwischen den Gebeinen versickerte.

Vier Gegner hatte ich erledigt. Fragte sich nur, wie viele noch lauerten.

Es hatte ja keinen Zweck, wenn ich jetzt fluchtartig die Festung verließ, dann befanden sich die Monster in meinem Rücken, und das war auch kein gutes Gefühl.

Deshalb durchsuchte ich auch diese Etage. In jede Zelle schaute ich hinein. Es war vergebene Liebesmüh. Die kleinen Zellen waren leer.

In dieser Etage hatte sich kein Monster verkrochen. Durch eines der mit Knochen vergitterten Fenster blickte ich nach draußen. Mein Blickwinkel war nicht besonders groß, ich konnte das Haus zwar erkennen, sah aber nicht, was hinter der Scheibe vorging, sondern nur den blinkenden Fackelschein.

Oder befand sich keine Scheibe mehr in der Wand?

Fast hatte ich das Gefühl, denn der Fackelschein kam mir irgendwie echter vor, nicht erst durch Glas gebrochen. Ich zog mich wieder zurück und hörte im gleichen Augenblick Schritte. Sie kamen die Knochentreppe hoch. Dicht hinter der Zellentür blieb ich stehen und wartete mit schussbereiter Waffe.

Schritte im Gang! Jemand kam.

Ein Sprung brachte mich auf den Flur, und das Monster wurde völlig überrascht. Es war ein menschenähnliches Wesen mit einem widerlichen Echsenkopf, der violett schimmerte. Ich schoss.

Die geweihte Silberkugel drosch das Monster zurück. Vor der Treppe blieb es liegen. Das große Echsenmaul klaffte ein letztes Mal auseinander, dann verging das Tier.

Rasch durchquerte ich den Gang und lief die gelblich schimmernde Gebeintreppe hinunter, bis ich den unteren Teil der Festung erreichte.

Lauerten sie hier ebenfalls?

Es sah leer aus, aber ich ließ mich nicht mehr täuschen. Vorsichtig ging ich weiter. In jede Zelle schaute ich hinein. Erst im letzten

Verlies hockte einer meiner besonderen Freunde. Ein Ghoul!

Er hatte sich zusammengezogen, war nur noch eine quallige Masse, und ich nahm den silbernen Dolch. Die Spitze hielt ich zwischen Daumen und Zeigefinger, dann schleuderte ich die Waffe. Sie drang in den Körper des Dämons und zerstörte dessen Leben. Das war geschafft.

Ich lud meine Beretta nach, denn nun ging ich davon aus, die Festung gesäubert zu haben. Bis zum Ausgang waren es nur ein paar Schritte.

Ich atmete auf, als ich die Schlucht betrat und nicht mehr über die Gebeine von Toten zu gehen brauchte.

Sicherlich waren die Schüsse gehört worden, aber im Haus rührte sich nichts. Warum hatte man dort nicht reagiert? Waren Bill und Suko vielleicht nicht mehr dazu in der Lage?

Ich schaute nach vorn, wo sich eigentlich die große Scheibe befinden sollte.

Zu sehen gab es nichts, denn plötzlich legte sich zwischen Haus und Festung eine pechschwarze Wolke.

Ich wusste nicht, wo sie herkam, aber sie war so intensiv in ihrer Farbe, dass mir jede Sicht genommen wurde. Langsam trieb sie auf mich zu.

Wolke - Nebel, nein, das war etwas anderes als der Todesatem eines Solo Morasso. Hier galten andere Gesetze.

Die Wolke wallte weiter. Schwer, als wäre sie mit einer Flüssigkeit gefüllt, sank sie immer näher dem Boden entgegen. Unheimlich gefährlich sah das Bild aus. Denn wenn sie etwas auseinander fächerte, dann sah ich auf der Erde die kahlen Flecken, die zuvor mit Flechten und Moosen bedeckt waren. Die Wolke hatte sie ausgelöscht. Sie fraß alles Organische.

Auch mich?

Darauf wollte ich es nicht ankommen lassen. Fliehen oder

ausweichen musste ich. Nur - wohin? Die Wolke, inzwischen größer geworden, nahm nun die gesamte Breite der Schlucht ein. Mir blieb keine Chance, mich irgendwohin zu verdünnisieren. Langsam wurde es kritisch...

Scraal hatte den Ausspruch Nagas wohl gehört. »Sie gehören dir!« hatte er gerufen. Das war klar. Scraal hätte auch nichts anderes angenommen. Doch da gab es eine kleine Schwierigkeit. Scraal hatte mit seinen übersensiblen Sinnen bemerkt, dass etwas nicht stimmte.

Nicht hier im Haus, sondern in der Festung, die von seinen mitgebrachten Monstern besetzt worden war. Jemand war in der Festung erschienen, der den Wesen ziemliche Schwierigkeiten bereitete.

Das spürte Scraal. Deshalb wandte er sich an Naga.

»Hast du diesen Sinclair gesehen?«

»Nein.«

»Aber er ist hier!«

Naga zuckte zusammen. Sein Blick wirkte gleichzeitig gespannt und tückisch. »Wo?«

»Nicht hier im Haus. Er steckt in der Festung. Ich spüre es genau. Und er hat schon zwei meiner Freunde getötet!«

Wie unter einem Peitschenhieb zuckte Naga nach diesen Worten zusammen. Damit hatte er nun wirklich nicht gerechnet. Momentan wusste er nicht, was er antworten sollte.

Aber auch Bill und Suko hatten die Worte vernommen. Sie schauten sich an und grinsten. Sollten sie vielleicht doch noch eine reelle Chance bekommen?

Aber wenn sie sich verkehrt bewegten, würden die beiden Männer hinter ihnen sofort mit ihren Macheten zuschlagen. Und das verdammte Netz hielt sie fest, beengte sie, sonst hätten sie zu beiden Seiten wegspritzen können.

»Du musst versuchen, an deinen Stab zu gelangen«, sagte der Reporter. Er sprach so leise, dass es kaum zu hören war.

»Das ist leichter gesagt als getan!«

»Trotzdem. Ich lenke Naga und diesen Scraal ab.«

»Ja, versuch es.«

»He!« rief Bill den beiden zu. »Ihr habt keine Chance. Seht es ein. Sinclair befindet sich bereits in der Schlucht. Mit euren komischen Monstern könnte ihr ihn nicht fertigmachen.«

Naga fuhr herum. »Halt dein Maul!« kreischte er.

»Warum?«

Da spürte Bill plötzlich kaltes Metall in seinem Nacken. Einer der Kerle hatte die Machete auf seine Haut gelegt. Dem Reporter rann eine Gänsehaut über den Rücken, wenn er daran dachte, wie nahe er dem Tod war.

Er saß plötzlich still.

Naga kam auf die beiden zu. »Ja, ich weiß, dass euer Freund in der Nähe ist, aber er hat trotzdem keine Chance. Gemeinsam sind Scraal und ich stärker. Nicht umsonst nennt man ihn den Pestdämon. Er hat etwas in sich, das auch euren Freund zerstören wird. Scraal wird ihm die Pestwolke entgegenschicken.« Das war mit einer solchen Überzeugung ausgesprochen, dass Bill und Suko sogar daran glaubten.

Naga drehte sich um. »Los!« schrie er Scraal zu. »Schick ihm die Wolke!«

Scraal drehte seine drei Köpfe, die aus dem Körper wuchsen. Ein Augenpaar schaute die Gefangenen an, ein zweites Naga, und das dritte war in die Schlucht gerichtet.

In dem letzten Schädel öffnete sich auch das Maul. Es gab einen zischenden Laut, als die schwarze Wolke aus der Öffnung strömte, durch das offene Fenster in die Schlucht trieb und sich dort so verteilte, dass sie die volle Breite einnahm.

Naga riss die Arme hoch und rieb sich dabei die Hände. »Die Pestwolke wird ihn vernichten!« schrie er. »Sie hat noch jeden vernichtet. Auch Sinclair wird dagegen nicht ankommen!«

Er war sich seiner Sache so sicher, dass es Suko und Bill direkt angst und bange wurde. Obwohl sich die beiden in einer wirklich kritischen Situation befanden, beschäftigte sie in diesen Augenblicken der gleiche Gedanke.

Scraal wandte sich wieder ihnen zu. Seine drei Köpfe hatte er so gedreht, dass sechs Augenpaare den Reporter und den Chinesen anstarnten. Scraal besaß grüne Pupillen, die übernatürlich groß wirkten und das Doppelte von denen der menschlichen Pupillen einnahmen.

Gefühle las man in ihnen nicht. Nur Grausamkeit und Kälte.

Bill fröstelte. Er spürte noch immer den Druck der Machetenklinge im Nacken und wagte es nicht, sich zu bewegen.

Dafür Suko.

Der Chinese hatte eingesehen, dass er etwas tun musste, sonst waren sie verloren. Das Netz umschloss sie so eng, dass sie sich nicht rühren konnten und keine Abwehrchance besaßen, wenn Scraal und Naga sie angriffen.

Er brauchte nur noch ein wenig Zeit. Sekunden, mehr nicht...

Suko hatte seine rechte Hand zur Hälfte schon unter seine dünne Jacke geschoben. Den Stab hatte er in die Innentasche gesteckt, und er schaute etwa einen Zentimeter aus der Tasche hervor. Suko konnte ihn mit zwei Fingern herausziehen.

Er war noch mehr zusammengesunken, hatte seine Beine dabei stark angewinkelt, so dass sich die Knie etwa in Höhe der Brust befanden und einen Teil abdeckten.

Naga und Scraal konnten ihn zwar sehen, aber es war für sie so gut wie unmöglich zu erkennen, was der Chinese vorhatte.

Naga übernahm das Wort. »Ihr könnt euch aussuchen, wie ihr

sterben wollt«, sagte er kalt. »Entweder bringt Scraal euch um oder meine Freunde, die schon darauf warten.« Er lachte. »Ihr könnt dann so sterben, wie es hier in der Südsee üblich ist, man schlägt euch kurzerhand die Köpfe ab.«

Bei diesen Worten zog sich die Haut auf Bills Rücken zusammen. Der Reporter schluckte. Das war verdammt kein angenehmer Tod, den man ihnen androhte. Aber welcher Tod ist schon angenehm?

Bill Conolly wusste, dass er reden musste, denn nur so konnte er die beiden hinhalten und vielleicht auch ablenken. »Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich auf beides verzichten«, erwiderte er.

Naga lachte. »Das glaube ich. Aber ich will nicht verzichten. Ich will euch tot sehen. Und wenn meine Diener euch die Köpfe abschlagen, ist das ein gnädiger Tod. Unter der Pestwolke hättet ihr unsäglich zu leiden gehabt. Sie besitzt eine starke Magie, gegen die es kein Mittel gibt. John Sinclair wird dies zu spüren bekommen. Sie ist so schrecklich, dass die Haut sich in Sekundenschnelle zusammenzieht, Blasen wirft und dann völlig austrocknet, so dass diejenigen, die mit der Wolke in Berührung kommen, als Mumien zurückbleiben.«

Bill und Suko glaubten Naga jedes Wort. Dieser Mann hatte es nicht nötig, zu bluffen. Da Scraal auch nicht widersprach, musste es wohl stimmen.

Aus den Augenwinkeln schielte der Reporter zu Suko hin. Dessen Hand war in der Tasche verschwunden. Bill merkte, dass Suko ihn leicht anstieß.

Er war bereit.

Trotzdem war es ein Spiel mit dem Feuer. Wenn Suko nicht schnell genug war, verloren beide ihr Leben.

»Ich warte auf eine Antwort«, sagte Naga.

Da hörten sie die Schreie. Markerschütternd hallten sie durch die Schlucht, in kurzen, abgehackten Stößen, und wurden als schauriges

Echo durch den engen Talkessel getrieben.

Der Japaner lachte und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel. »Ja, sie hat schon ihre Opfer gefunden!« freute er sich. »Vielleicht ist Sinclair schon tot.« Er drehte sich um. »Sinclair!« brüllte er hinaus in das enge Tal. »Sinclair, hörst du mich?«

Er bekam keine Antwort.

Naga nickte. »Ja, er lebt nicht mehr!« flüsterte er. »Scraal, du hast es geschafft, was viele vor dir versucht haben. Du hast es wirklich geschafft. Doch jetzt sind diese beiden dran. Ich werde sie köpfen lassen. Schlagt zu!« brüllte er.

Die Diener hoben die Schwerter. Plötzlich verschwand auch der Druck aus Bills Nacken. Da handelte Suko!

Wie ich schon erwähnte, nahm die verdammte Pestwolke die gesamte Breite der Schlucht ein. Ich konnte also nur noch nach hinten ausweichen und würde irgendwann gegen die fast senkrecht hoch stoßende Wand treffen. Wenn ich an den mühsamen Abstieg dachte und daran, dass ich da vielleicht wieder hochklettern musste, um der Wolke zu entkommen, sanken meine Chancen noch mehr.

Nein, die Wolke war wesentlich schneller. Sie würde mich immer erreichen, so rasch konnte ich die Felsen nicht hochklettern, schließlich war ich keine Gemse.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Vielleicht ein Versteck. Ich hatte das Tal noch nicht so genau durchforscht. Unter Umständen fand ich eine Nische oder eine Höhle, wo ich mich verkriechen konnte, aber da verging auch wieder Zeit. Alles dauerte zu lange, die Lage war wirklich mehr als schlecht.

Trotzdem wollte ich nicht stehenbleiben. Eine Möglichkeit nahm ich wahr und wich nach links aus, wo auch der schmale Bach unter der Knochenbrücke strömte.

Ich sprang mit federnden Sätzen auf die Brücke zu und hatte sie

Sekunden später hinter mich gebracht. Auf direktem Weg lief ich jetzt gegen die Felswand an.

Nach etwa zwanzig Schritten hatte ich sie erreicht und war enttäuscht.

Zwar war das Gestein nicht völlig glatt, sondern eher porös, aber ich fand keinen Aufstieg. Es gab einfach keine Stellen, die sich dafür eigneten. Vergebens hielt ich nach Vorsprüngen und Löchern Ausschau, da kam ich nicht hoch.

Ich warf einen Blick auf die Wolke.

Sie rollte an. Eine gewaltige, stumme, schwarze Drohung, die alles vernichtete, was sich ihr in den Weg stellte.

Auch mich...

Ich lief weiter und entfernte mich dabei von der Wolke, da ich schneller war als sie. Weit würde ich nicht mehr laufen können, dann hatte ich das Ende der Schlucht erreicht.

Da war es schon. Die Wand wuchs vor mir in die Höhe, und da es dunkel war, konnte ich ihr Ende nicht erkennen. Auch hier sah ich keine Chance, hochzuklettern. Zwar befand sich über mir ein Vorsprung, der einer Nase glich, doch als ich ihn mit beiden Händen umfasste und mich daran hängte, hielt er mein Gewicht nicht mehr und brach ab. Aus der Traum!

Vor Wut biss ich in meine Lippe. So hart, dass ich sogar Blut schmeckte.

Ein Blick zurück. Mein Magen zog sich zusammen, denn die schwarze Wolke hatte die Festung inzwischen erreicht.

Sie rollte nicht einfach darüber hinweg, sondern begann mit ihrem zerstörerischen Werk. Die schwarze Wolke wühlte sich in die Knochen und Gebeine hinein, sie brodelte, sie arbeitete, und sie zerstörte das von Naga geschaffene Werk. Dieser Wolke gelang das, wovon ich nur geträumt hatte.

Wie von einer Säure wurden die einzelnen Knochen aus dem

Verbund gerissen und dann aufgelöst. Ich hörte das Krachen und Splittern.

Raketengleich flogen einige Stücke zur Seite, zischten durch das enge Tal und knallten gegen die Wände, wobei sie ein hohles Geräusch verursachten.

Nichts hielt die Wolke auf, die mich doch an den Todesnebel eines Solo Morasso erinnerte. Auch er machte vor nichts halt und löste sogar bei den Menschen die Haut von den Knochen.

Dem Todesnebel hatte mein Kreuz getrotzt.

Würde es mir auch gegen diese Wolke helfen, mich vor dem mörderischen Hauch retten, der alles vernichtete, was ihm in den Weg kam?

Ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt und in die Betrachtung vertieft, dass ich die beiden Gestalten zu spät bemerkte. Wie Geister tauchten sie auf und hielten schwere Knüppel in den Händen. An ihren Augen erkannte ich, dass sie zu Nagas Dienern gehörten. Es waren Einheimische, sie hatten uns auch vom Schiff geholt.

Rechts und links von mir standen sie. Und es sah so aus, als wollten sie mich töten. Ausgerechnet jetzt konnte ich die beiden nicht gebrauchen.

Zudem schienen sie nicht zu wissen, in welch einer Gefahr sie mittlerweile schwebten. Die Pestwolke würde auch vor ihnen nicht halt machen.

Ich redete auf sie ein. »Lasst es«, sagte ich. »Ihr befindet euch in ebenso großer Gefahr wie ich.«

Sie hörten nicht. Der erste griff an, während die Wolke lautlos weiterrollte und sich uns immer mehr näherte.

Ich entging dem Knüppelhieb durch einen blitzschnellen Sidestep. Der Schlag wischte an mir vorbei, und dann hörte ich es klinnen, als der Stock mit der Wand Bekanntschaft machte.

Sofort wuchtete ich meine Fäuste vor. Der Schläger wurde fast aus

den Schuhen gehoben. Er schrie auf und kippte nach hinten.

Als der zweite Mann zuschlug, duckte ich mich, zog den Kopf ein und riss meinen Arm hoch, wobei ich die Handkante gekrümmmt hatte. Sie kollidierte mit dem Gelenk des Mannes, und der Knüppel wirbelte davon.

Mit einem Schlag schickte ich den Kerl auf eine lange Reise. Da sprang mir der dritte in den Nacken. Er hatte über mir in der Felswand gelauert, und die Wucht trieb mich zu Boden. Der Einheimische hockte auf mir. Ich roch seine scharfe Körperausdünstung. Hände glitten über meinen Rücken und die Finger krallten sich in das Fleisch meiner Schulter.

Der Mann drückte zu.

Ich spürte einen stechenden Schmerz, der mich fast paralysierte. Der Mann wusste genau, wo er hinzugreifen hatte. Ich hob den Kopf ein wenig und sah, dass sich auch die von mir niedergeschlagenen Kerle wieder hochstemmten.

Sie standen weiterhin noch unter dem Bann des Japaners und wollten es wissen. Jetzt zogen sie ihre Messer, die in Bambusscheiden am Gürtel steckten.

Ich nahm alle Kräfte zusammen und machte einen Buckel. Das schaffte ich gerade noch und überraschte damit den auf mir hockenden Kerl, der einen überraschten Ruf ausstieß und über meinen Kopf hinweg nach vorn katapultiert wurde, wo er seinen beiden anstürmenden Kumpaten vor die Füße rollte.

Für einen Moment verloren sie die Übersicht. Das gab mir Gelegenheit, auf die Beine zu kommen. Etwas schwindlig und matt in den Knie taumelte ich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Felswand stieß und stehen blieb. Schwer holte ich Luft.

Auch meine Gegner formierten sich.

Und da war die Wolke. Zum Greifen nah befand sie sich hinter den drei Einheimischen. Ich konnte die Entfernung schlecht schätzen,

vielleicht drei, vier Yard, aber sie rollte näher.

»Weg da!« brüllte ich. »Verdammt, die Wolke...!«

Sie hörten nicht oder wollten nicht hören. Wahrscheinlich war ihnen die Gefahr auch nicht bekannt, bis der erste von der schwarzen Pestwolke erfasst wurde.

Plötzlich brüllte er auf. Unsichtbare Hände schienen an ihm zu zerren und ihn zurückzudrängen. Er warf seine Arme hoch, doch in der Luft gab es nichts, was ihm Halt geben konnte.

Die Wolke »fraß« ihn!

In meinen Adern schien das Blut zu gefrieren, als ich erkannte, was mit diesem Mann geschah. Es war so grauenhaft, dass ich keine Einzelheiten wiedergeben möchte. Nur so viel sei gesagt. Die Haut des Mannes lief krebsrot an, warf Blasen und trocknete dann aus.

Anschließend saugte die Pestwolke die Überreste weg.

Auch die anderen beiden Einheimischen hatten bemerkt, was mit ihrem Freund geschehen war. Sie standen starr auf dem Fleck, dachten nicht mehr an mich, sondern starrten nur auf die Wolke.

»An die Wand!« schrie ich.

Eine Gnadenfrist wollte ich ihnen noch geben. Ich sprang auch vor, streckte meinen Arm aus, um sie zu packen, doch sie schlugen mir die Hand zur Seite.

In diesem Augenblick fand die Wolke ihr zweites Opfer. Schreie, grell und abgehackt, drangen aus dem weit geöffneten Mund des Mannes.

Und wie ein Vorhang fiel die Pestwolke über ihn, um ihre grausige Arbeit zu verrichten.

O Gott, ich war entsetzt, denn nichts und niemand konnte die Wolke aufhalten. Sie war gnadenlos Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg. Meine Blicke irrten hin und her. Es gab keinen Spalt im Felsen, kein Loch, in das ich mich hätte verkriechen können.

Die Wolke wollte ihr Opfer. Uns sie würde es bekommen.

Es gelang mir, den dritten Mann zu packen. Ich presste ihn gegen die Felswand. Der Mann zitterte vor Angst. Als ich in seine Augen schaute, sah ich die reine Todesangst darin flackern. Der sonst so starre Ausdruck war verflogen.

Höchstwahrscheinlich hatte der ungeheure Stress, unter dem der Mann stand, dafür gesorgt, dass der hypnotische Bann des Japaners gebrochen wurde.

Jetzt zitterte der Einheimische um sein Leben. Und er drehte durch.

Bevor ich es verhindern konnte, warf er sich mit einem gewaltigen Satz der Wolke entgegen und verschwand darin. Ich sah noch, wie er um sich schlug und sein Körper rot aufglühte, dann gab es von diesem Menschen nichts mehr. Die schwarze Wolke saugte seinen Staub auf.

Und sie drang weiter vor.

Ein Schritt nur trennte mich vor dieser schwarzen, gefräßigen Hölle. Zwei Sekunden, dann würde sie über mir zusammenwollen und mich in ihren gierigen Schlund ziehen...

»Topar!«

Sukos Schrei zitterte durch den hallenartigen Saal und brach sich als Echo an den kahlen Wänden. Und nun trat das ein, auf das Bill und Suko so lange gewartet und gehofft hatten. Die Zeit wurde angehalten, für genau fünf Sekunden. Dafür sorgte das Erbe des großen Buddhas, aber es sorgte auch weiterhin dafür, dass die Menschen, die in dieser Zeitspanne zu Marionetten erstarrt waren, nicht getötet werden konnten.

Suko konnte sie wohl kampfunfähig schlagen, aber nicht umbringen, denn Buddha war ein Mann des Ausgleichs und des Friedens gewesen.

Fünf Sekunden. Eine Zeit, die lang werden konnte, aber auch wahnsinnig kurz, wenn man so in Eile war wie der Chinese. Als

einziiger war er nicht ›eingefroren‹. Er konnte sich bewegen.

Suko handelte. Er riss seine Arme hoch, sah über sich die zugeschnürte Öffnung des Netzes und zog sie auf.

Das Metallnetz klimmerte, als es ineinander fiel. Suko sprang heraus, drehte sich sofort und entriss dem Mann die schlagbereite Machete.

Aber nicht nur die Menschen waren erstarrt, auch Naga und der dreiköpfige Dämon Scraal. Naga hatte fast solche Augen bekommen wie der Dämon. So groß und kugelrund. Der Japaner stand in verrenkter Haltung. Er hatte dabei seinen Körper noch leicht vorgebeugt und schaute deshalb so starr auf Bill, dass ihm auch nichts entging.

Seltsam verdreht wirkten die drei Schädel des Dämons. Sie standen irgendwie verkehrt ab, und Suko hätte jetzt die Chance gehabt, ihm die Köpfe abzuschlagen, aber dann wäre der Zauber des Stabes verflogen.

Was hier so lang und breit geschildert wird, nahm in Wirklichkeit nur ein paar Augenblicke in Anspruch. Suko hatte keine Zeit mehr, auch noch den zweiten Mann zu entwaffnen, denn plötzlich waren die fünf Sekunden vorbei.

Es gelang dem Chinesen gerade noch, dem zweiten Kerl einen Stoß zu geben, da lief die Zeit wieder an.

Der Typ hinter Bill schlug zu. Eine leere Hand sauste nach unten und streifte den Reporter an der Schulter. Der Begriff in Windeseile, dass der Mann hinter ihm nun waffenlos war. Bill Conolly handelte sofort. Er warf sich zurück, prallte gegen die Beine des Kerls und warf ihn um. Als der Mann den Boden berührte, stand der Reporter schon auf seinen Füßen.

»Da! Nimm den!« schrie Suko und deutete auf den zweiten Typ, der noch seine Machete hielt.

Bill zog die Beretta, als der Kerl auf ihn zustürmte und die Waffe schlagbereit über seinen Kopf schwang.

Suko aber wandte sich Scraal zu, dem Dämon mit den drei Schädeln. Er wollte ihm mit der Machete die Köpfe von seinem unförmigen Körper schlagen, und schon raste der scharf geschliffenen Stahl auf den ersten Schädel zu.

Suko hatte fest damit gerechnet, dass die Klinge den Kopf abtrennen würde, doch Scraal spielte seine Magie aus.

Plötzlich fuhr ein dunkelgrüner Ring um den Kopf, der sich zudem rasend schnell um seine eigene Achse drehte und so einen Schutzschild bildete.

Er hielt auch die Klinge auf, die Suko durch diesen plötzlichen Stopp aus der Hand gerissen wurde und sich überschlagend ihren Weg durch die Halle suchte.

Plötzlich stand der Chinese waffenlos da.

Scraal lachte. Auf einmal drehten sich drei grüne Ringe um die jeweiligen Schädel und bildeten den großen Schutz.

»Vernichten werde ich dich! Vernichten!«

Scraal brüllte die Worte, und Suko zuckte zurück. Er hörte noch einen Schuss, achtete jedoch nicht darauf, denn Scraal war wichtiger.

Blitzschnell griff der Chinese unter seine Jacke und zog die Dämonenpeitsche. Er nahm sie in die linke Hand, während er mit der rechten die Beretta hervorholte.

Suko feuerte sofort. Er blieb dabei stehen, schwenkte nur die Schusshand, damit er auch mit den geweihten Kugeln die drei runden Köpfe des Pestdämons richtig traf.

Die Geschosse erreichten das Ziel. Sie hieben in die Köpfe, und die drei Schädel zuckten wild hin und her, als würde jemand an ihnen reißen.

Mehr geschah nicht. Die Silbergeschosse wurden von den Schädeln geschluckt und auch verdaut. Scraal war ein zu hoher Dämon, als dass man ihn mit einfachen, wenn auch geweihten Kugeln hätte

ausschalten können.

Er sackte zwar zusammen, aber er fing sich sehr schnell. Und er gab seine Befehle. »Naga! Verschiebe die Zahlen. Hol die Hölle her, damit sie unsere Gegner frisst!« Auf solch eine Order hatte der Japaner gewartet. Er startete sofort. Und auch Suko war klar, was es bedeutete, wenn Naga die magischen Zahlen des Quadrats veränderte. Damit konnte er wirklich eine Hölle auf die Erde holen, dann öffnete er ein Pandämonium, dessen Bewohner an Grausamkeit und Schrecken alles brachten, was man sich nur vorstellen konnte.

Der Chinese musste solch einen Angriff verhindern!

Auch Bill Conolly kämpfte. Sein Gegner hatte ihn mit einem einzigen Schlag der Machete niederstrecken wollen und sich auch nicht darum gekümmert, dass der Reporter eine Waffe in der Hand hielt. Er wollte den Tod des Feindes.

Während Suko einsah, dass er mit einem normalen Schwert nichts ausrichten konnte und andere Waffen nahm, hatte Bill die Beretta schon gezogen.

Er feuerte.

Der Reporter hatte so gezielt, dass er den anstürmenden Mann nicht tötete, sondern nur verletzte. Und er schaffte es. Die Silberkugel lieb in die rechte Schulter des Mannes, riss dort eine Wunde, und der Schmerz breitete sich blitzschnell im Arm des Mannes aus. Das Gesicht verzerrte sich, aber der Kerl ließ die Waffe nicht los. Die ungeheure Energie hielt ihn aufrecht, der hypnotische Bann war auch durch den Treffer nicht gebrochen worden. Bill hechtete zur Seite, denn trotz seiner Verletzung schlug der Mann zu. Die Klinge klirrte auf den Steinboden, wo sie eine Funkenspur aufwarf.

Bill traf den Mann in die Kniekehlen, und als sein Gegner fiel, erwischte er ihn mit dem Waffenlauf. Bewusstlos blieb der Typ liegen.

Aber er hatte noch einen Kumpan. Und der war besonders auf Bill

Conolly fixiert.

Er hatte die Machete an sich gerissen, die von Suko fallen gelassen worden war, als dieser sich der Dämonenpeitsche und der Beretta bediente.

Der Kerl stürmte auf Bill zu. Eiskalt wartete der Reporter ab. Als der Mann zuhieb, drehte Bill seine Waffe, so dass er den Schlag abwehren konnte. Beide Seiten klirrten gegeneinander.

Der Insulaner schrie wütend auf, als er Bill kraftvoll zurückschleuderte und sofort nachsetzte.

Seine Schläge kamen gut. Links und rechts donnerten sie auf Bill ein, kraftvoll geschlagen, mit einer nahezu tödlichen Präzision, und der Reporter hatte Mühe, sie abzuwehren. Bill konnte nur noch zurück, einen Gegenangriff schaffte er bei diesem rasenden Wirbel von Hieben nicht.

Dann prallte Bill gegen die Wand.

Sein Gegner lachte wild. Plötzlich schlug er von oben nach unten zu.

Dieser Treffer hätte eine blutige Spur in Bills Körper gezogen, doch der Reporter steppete zur Seite, und die Machete kratzte mit ihrer scharfen Klinge an der Wand entlang.

Vom eigenen Schwung getrieben, wurde der Mann ebenfalls bis vor das steinerne Hindernis geschleudert und bot Bill für einen Moment ungeschützt seinen Rücken. Der Reporter ließ sich die Chance nicht entgehen. Er drehte die Machete herum und schlug mit der flachen Seite gegen den Kopf des Mannes. Bill wollte den Insulaner nicht töten, sondern nur kampfunfähig machen.

Doch er hatte einen harten Gegner. Der verkraftete selbst diesen Hieb, sackte zwar zusammen, schnellte aber vor und rollte katzen gewandt über seine Schulter ab, um wieder auf die Beine zu kommen. Selbst bei dieser Aktion hatte er seine Machete nicht losgelassen.

Wieder musste sich der Reporter zum Kampf stellen. Und diesmal griff er an. Bill wusste, dass er nicht nur um sein Leben kämpfte, sondern auch um das von Suko und John Sinclair.

Der Chinese versuchte inzwischen verzweifelt, den Japaner davon abzuhalten, die Magie des Quadrats zu aktivieren.

Mit einem gewaltigen Sprung hechtete Suko ziemlich flach über den Boden und damit auf Naga zu. Er hätte ihn nicht erreicht, aber er besaß die Dämonenpeitsche, und deren drei starke Riemen waren inzwischen aus der Öffnung gerutscht. Die wickelten sich wie Bänder um das rechte Bein des Japaners.

Suko zog.

Plötzlich machte Naga einen grotesken Sprung. Wie ein Hampelmann warf er die Arme hoch und knallte dann aus vollem Lauf zu Boden, wobei er dicht vor dem magischen Quadrat liegen blieb.

Suko atmete auf.

Er hatte sich gut abgerollt, kam auf die Beine und hetzte auf den Japaner zu.

Das sah auch Scraal. Er spielte seine starken, magischen Kräfte aus, und Suko nahm aus dem Augenwinkel wahr, wie er sein Maul öffnete und eine schwarze Wolke ausspie.

Sie wogte auf den Chinesen zu.

Da riskierte Suko alles. Er sprang zur Seite und schlug mit der Dämonenpeitsche in die Wolke hinein. Wie ein Automat arbeitete er.

Links und rechts kamen die Schläge. Suko zerschlug die Wolke praktisch, und was er nicht für möglich gehalten hatte, trat ein. Die Magie der Peitsche war stärker als die der Wolke. Die drei Riemen fächerten auseinander, zerrieben die Wolke in mehrere Streifen, die sich selbständig machten und nach allen Seiten hin verwehten. Sie verwandelten sich dabei in nebelhafte Gestalten und grauenvolle Gesichter, in denen sich die Qual widerspiegeln, die sie empfanden.

Jetzt wusste der Chinese auch, dass die Wolke aus den Seelen oder den Geistern finsterer Dämonen bestand.

Scraal stieß einen irrsinnigen Laut aus, als er sah, dass die schwarze Wolke keinen Erfolg zeigte. Er selbst sprang mit einem weiten Satz in das magische Quadrat hinein und versuchte, die Zahlenfolge zu verändern, um den höllischen Gruß auf die Erde zu holen. Auch Suko riskierte jetzt sein Leben. Er folgte Scraal in das Quadrat. Es war ein verzweifelter Versuch, aber der Chinese musste einfach alles auf eine Karte setzen.

Und auch Bill Conolly kämpfte.

Diesmal wollte er es wissen. Beim ersten Versuch hatte er sich zu weit in die Defensive drängen lassen, jetzt war er es, der gegen seinen Widersacher anstürmte.

Bill hatte in der kurzen Zeit gelernt, mit dieser Waffe umzugehen. Jetzt prasselten seine Schläge auf den anderen nieder, der geschickt abwehrte, zurückwich und plötzlich stolperte, weil er seinen verletzten und am Boden hockenden Kumpan übersehen hatte. Bills Gegner kam zu Fall.

Mit einem gewaltigen Sprung setzte der Reporter über den am Boden liegenden brauhäutigen Burschen hinweg und drückte die Machete gegen die Kehle seines Gegners, der sich plötzlich nicht mehr rührte.

Bills Augen blitzten. Er hatte es geschafft. Er fühlte plötzlich die Woge der Kraft in sich hoch strömen, so hatte er lange nicht mehr gefightet, das war wie in alten Zeiten. Wenn Sheila ihn jetzt sehen könnte. »Lass die Waffe fallen!« herrschte er den Unterlegenen an, der die Machete noch immer festhielt.

Der Mann dachte nicht daran.

Und dann tat er etwas, das Bill Conolly bis in den letzten Nervenstrang entsetzte. Der Mann tötete sich selbst, indem er seinen

Kopf plötzlich anhob.

Bill bekam die Machete nicht schnell genug zur Seite, so dass sich der Insulaner die Kehle durchschnitt.

Der Reporter zuckte zurück.

Warum hatte der Mann das getan? Vielleicht hatte er von Naga den Befehl bekommen. Eine andere Möglichkeit sah der Reporter nicht.

»Billll...!« Plötzlich hörte er Sukos Schrei.

Der Reporter kreiselte herum. Und was er da zu sehen bekam, ließ ihn vor Entsetzen fast erstarren...

Das Kreuz!

Mein Gott, warum tat das Kreuz denn nichts? Warum stemmte es sich nicht gegen die drohende Gefahr, die unaufhaltsam auf mich zukam und der ich nicht entrinnen konnte. Es hatte mich doch nie im Stich gelassen.

Die vier Erzengel, die neben dem Thron des Allmächtigen standen, hatten es signiert und ihm damit eine Kraft gegeben, die der des allgewaltigen Lichts sehr nahe kam. So wie der Tag über die Nacht siegte, so sollte das Kreuz über die Mächte der Finsternis siegen.

Es hing frei vor meiner Brust. Wie oft war es in den Momenten der höchsten Gefahr zu einem Lebensretter geworden, aber jetzt merkte ich nichts.

Es blieb blass.

Meine Angst stieg. Eine hündische, jämmerliche Todesangst. Ich hatte gesehen, was mit den Einheimischen geschehen war. Die Bilder kreisten noch vor meinem geistigen Auge, und jetzt dies. Ein Fehlschlag.

Hatte das Kreuz seine Energien verschleudert? Regenerierte es nicht mehr von neuem? Ich merkte, wie das Blut schneller und heftiger durch meine Adern strömte. Fühlte hinter der Stirn die dröhnenden Echos der Herzschläge, die sich wie das Pendel eines

Metronoms wiederholten.

Und ich merkte, wie meine Narbe anfing zu brennen. Dieses Gefühl setzte sich über die gesamte rechte Seite fort.

Die schwarze Pestwolke war da!

Wenn ich den Arm ausgestreckt hätte, hätte ich sie bereits berühren können. Mein Körper wäre sofort zerstört worden.

Aber ich streckte ihn nicht aus, ich wollte jede Sekunde meines Lebens noch genießen, trotz der Todesangst.

Hart presste ich mich gegen die Wand. Ich kam mir vor wie einer, der in das Gestein hineinkriechen wollte, um sich vor dem unsagbar Bösen auf der Welt zu verstecken. Starr war mein Blick auf die heranwallende Wand gerichtet. Ich sah weder den Himmel noch die Sterne. Ich konnte keinen Mond erkennen, und ich sah auch nicht meine Freunde. Nein, ich entdeckte keine Spur von ihnen, sondern saugte meine Blicke an dem drohenden, wuchtigen Tod fest, der sich für mich in der Wand manifestiert hatte.

Gab es denn ein Ende? Warum machte sie denn nicht Schluss?

Eine unheimliche Lethargie überkam mich. Ich spürte das Zittern in meinen wie mit Blei gefüllten Knien. Sie wollten nachgeben, als könnten sie meinen Körper nicht mehr tragen. Das Wissen um meinen nahenden Tod wurde unerträglich.

Längst hätte mich die Wolke erreichen müssen. Sollte sie gestoppt worden sein, um meine Qualen zu verlängern?

Alles war möglich - alles...

So hart stieß ich mit dem Rücken gegen die Felswand, dass sogar Gestein abbröckelte. Ich hörte, wie es zu Boden rieselte.

Das Ende! Ich sah es vor mir. Ganz dicht.

Meine Augen wurden groß, mein Mund öffnete sich zu einem Schrei, der nicht über meine Lippen dringen wollte.

Und dann berührte die schwarze Pestwolke meinen Körper und damit auch das Kreuz...

Was dem Japaner Naga nicht gelungen war, wollte nun der Dämon Scraal selbst versuchen.

Er musste die magischen Buchstaben verändern, damit die Hölle ihre Pforten öffnete und ihre Schreckengestalten schickte, die den beiden letzten Endes doch noch zum Sieg verhelfen sollten.

Der dreiköpfige Dämon hatte einen Schock bekommen, den Suko ihm mit der Vernichtung der Pestwolke beigebracht hatte. Es hatte auch keinen Sinn mehr, eine neue Schutzwolke zu produzieren, die Magie der Peitsche war stärker. Sie war selbst im Reich der Schwarzblütler hergestellt worden und besaß ungeheure Kräfte.

Das magische Quadrat befand sich schon in Unordnung. Die erste Konstellation war gestört, und Scraal begann damit, auch andere Zahlen durcheinander zu bringen, damit eine für ihn günstige Reihenfolge entstand.

Suko stürzte sich mit einem wahren Todesmut auf den Dämon, der in der Hocke saß und sich an die gefährliche Arbeit machte. Hart prallte der Chinese gegen ihn, warf ihn um und rollte mit ihm über die Zahlen des Quadrats.

Suko versuchte Scraal zu packen, aber der Dämon entglitt immer wieder seinen zugreifenden Händen. Dafür schlug er mit seinen drei Köpfen zu.

Der Chinese wurde ein paar Mal hart getroffen.

Die sechs Augen in den Schädeln begannen zu rotieren, wurden zu hypnotischen Kreiseln, die Suko in ihren Bann ziehen wollten.

Und sie schafften es.

Der Chinese war zwar geistig geschult, aber die Kraft des Dämons konnte man als ungeheuer bezeichnen. Suko merkte, wie es in seinem Kopf zu hämmern begann, und er dachte daran, was seine Freunde John und Bill erlebt hatten, als sie die vier Diener des Japaners verhören wollten. Deren Köpfe waren durch diese geistige Kraft

zerstört worden.

Und Suko sollte das gleiche Schicksal erleiden.

Auch seine Kraft verließ ihn. Es wollte ihm nicht gelingen, die Dämonenpeitsche zu heben, so sehr er sich auch anstrengte. Scraal drehte ihn auf den Rücken, führte seine Köpfe nebeneinander, so dass die Augen Suko anschauten und deren Blicke ihn bannen konnten.

Drei Mäuler klafften auf.

»Du wirst zerplatzen!« hörte der Chinese eine rauhe fürchterliche Stimme.

»Nein...!« keuchte Suko und wollte seinen Kopf drehen.

Es gelang ihm nicht. Scraals Wille war stärker. Und der Dämon rief seinen Diener zu Hilfe.

Auch der Japaner betrat das magische Quadrat. Er hatte die Hände vorgestreckt, sein Mund war geöffnet, und er folgte dem Befehl, der da lautete: »Verschiebe die Zahlen!« Naga bückte sich. Niemand war mehr da, der ihn störte. Der stärkste Gegner lag gebannt durch die hypnotischen Blicke des starken Dämons auf dem Boden.

»Billll...!« Sukos Schrei war nur deshalb zustande gekommen, weil der Chinese noch einmal sämtliche Kräfte mobilisierte.

Und der Reporter flirrte herum. Er sah, wie Naga mit den magischen Zahlen manipulierte und sie schon verändert hatte.

Eine Feuerwolke stob in die Höhe.

Bills Augen weiteten sich entsetzt, als aus dem kalten Feuer eine Gestalt erschien, die bis an die Decke reichte und wie ein ins Unermessliche vergrößertes Seepferd aussah.

Naga hatte einen weiteren Dämon freigesetzt, der von kalten Flammen umtanzt wurde und sich umschaute.

Bill schoss. Er jagte die Kugeln aus dem Magazin, doch sie fuhren durch den Flammendämon hindurch, während Naga für diese Aktion nur ein gellendes Lachen übrig hatte.

Bill wusste nicht, was er zuerst tun sollte.

Da war Naga mit dem neuen Dämon, auf der anderen Seite lag Suko am Boden und schlug wie irre seine Hacken auf die Erde, den sein Kopf schien langsam leer zubrennen. In seiner Panik warf Bill die Beretta weg und packte eine der an der Wand stehenden Fackeln. Mit ihr in der Hand rannte er auf Suko zu.

»Halte aus!« brüllte Bill. »Ich komme...!«

Sie prallten aufeinander! Es waren gewaltige Kräfte, das ewige Wechselspiel zwischen Licht und Schatten.

Auf der einen Seite das Gute, auf der anderen das Böse.

Jetzt, wo die Pestwolke das Kreuz unmittelbar berührte, da reagierte es auch. Es hatte nur dieser ›Zündung‹ bedurft, und ich sah plötzlich einen gewaltigen Blitz aufflammen, der meine Angst wegjagte und auch in die Wolke einschlug.

Er fraß sich förmlich vor, wie eine Säge zerschnitt er die Pestwolke im Zickzack auseinander.

Ein verzweifelter Kampf begann, denn das Böse stemmte sich gegen die Kraft, und ich war nur Zuschauer. Meine Blicke hingen gebannt an dem von dem Kreuz erzeugten hellen Blitz, der ständig wechselte und einmal schräg, dann von oben oder weiter von unten in die Wolke hineinführte und sie zerriss.

Weitere Energie pulste das Kreuz ab. Sie hieb in die Wolke hinein, zerriss sie weiter, und ich hörte plötzlich die klagenden und wehleidigen Stimmen, die laut wurden, als das Kreuz die Wolke attackierte.

Die einzelnen Streifen wirbelten durcheinander, tanzten hin und her, ich sah grauenhaft verzogene Gesichter, Alptraumgeschöpfe aus den anderen Dimensionen, die alle die Macht des Guten spürten und wussten, dass sie nicht mehr länger standhalten konnten. Die Kraft des Kreuzes vernichtete sie.

Dabei brauchte ich gar nichts zu tun, nur abzuwarten, bis das Leuchten erlosch und der Blitz in sich zusammenfiel.

Dann war auch die Wolke verschwunden.

Ich schüttelte den Kopf. Vor wenigen Minuten und sogar Sekunden noch die große Todesangst, und jetzt war alles vorbei. Das Kreuz, mein Talisman, hatte sich wieder einmal bewährt.

Ich hatte freie Sicht. Obwohl es dunkel war, gaben die Sterne und der Mond noch genügend Licht, um durch die Schlucht schauen zu können.

Wo einst die Festung gestanden hatte, war nichts mehr zu sehen. Leer präsentierte sich der Platz. Und auch von den Menschen sah ich nicht die Spur. Die Wolke hatte sie vernichtet. Ich konnte bis an das Haus schauen und glaubte, dort Gestalten zu sehen, die sich hin und her bewegten.

Sicherlich waren Suko und Bill dabei.

Plötzlich klopfte mein Herz schneller. Naga hatte ich noch nicht gesehen, von Scraal wusste ich zu dem Zeitpunkt auch nichts, aber wenn sich jemand für das Auftauchen dieser Wolke verantwortlich zeigte, dann musste er schon sehr mächtig sein. Und Naga war bestimmt mächtig.

Zu mächtig für Bill und Suko?

Das wollte ich herausfinden. Mich hielt nichts mehr an der Wand. Die schlimmen Minuten waren vergessen, ich hatte sie abgehakt, in die Vergangenheit gesteckt. Für mich zählte die Zukunft.

Ich mußte Naga stellen...

Bill war jetzt alles egal.

Er stolperte in das magische Quadrat hinein, hieb mit der Fackel zu und traf den ersten Kopf des Dämons.

Der Schlag zeigte Wirkung.

Wie fast alle Schwarzblütler hatte auch dieser eine große Angst vor

Feuer. Scraal zuckte zurück, als die Flammen über seine Haut strichen.

Das wertete Bill als einen Erfolg und stieß sofort nach. Er hatte Glück und traf mit der Fackel das offene Maul der dämonischen Bestie.

Das konnte Scraal nicht so leicht verkraften. Er taumelte zurück und bewegte sich dabei von Suko fort, dessen Schädeldruck sofort nachließ, weil die bohrenden Gedanken aufgehört hatten. Aber noch fühlte sich der Chinese zu schwach. Müde hob er den Arm. »Die Peitsche«, ächzte er. »Bitte, Bill, die Peitsche...«

Der Reporter schaute sich um. Suko hatte seine Waffe nicht mehr halten können. Sie lag ausgerollt neben ihm.

Bill Conolly bückte sich. Solch eine Gelegenheit bekam er nicht so rasch wieder. Scraal hatte genug mit sich selbst zu tun. Er zerrte an dem Fackelstiel, der nach wie vor aus seinem Maul ragte. Die Augen drehten sich wild in seinen Köpfen. Niemand wusste, wie lange er so abgelenkt war, und Bill schlug zu.

Er legte alle Kraft in den Schlag hinein und fegte die drei Riemen der Dämonenpeitsche um die Köpfe des unheimlichen Wesens. Der Schlag war enorm. Scraal wurde regelrecht durchgeschüttelt und zurückgetrieben. Er jaulte.

»Da!« wieder hieb der Reporter zu. Und ein drittes Mal.

Plötzlich klafften Risse in den Köpfen. Rauch und eine gallertartige Masse drangen daraus hervor. Im Unterbewusstsein hörte Bill die schrillen Schreie des Japaners. Er kümmerte sich nicht darum, weil er von dieser Seite nicht angegriffen wurde und mit Scraal genug beschäftigt war.

Wieder ein Hieb. Der erste Schädel verpuffte regelrecht. Zurück blieb eine träge fließende Masse, die langsam zu Boden tropfte und dort erstarrte. Der Reporter nahm sich den nächsten Kopf vor und schlug weiter. Links und rechts prasselten die Treffer auf den Dämon

nieder, der nicht mehr ausweichen konnte. Bill Conolly erledigte ihn. Und er hatte dabei nicht nur Suko als Zuschauer, sondern auch mich!

Ich war in dem Augenblick eingetroffen, als Bill Conolly Scraal die Fackel in das Maul steckte. Ich hatte gesehen, dass der Dämon diesem Angriff nichts entgegenzusetzen hatte, und ich konnte mich völlig auf die anderen konzentrieren.

Das waren Naga und ein feuriges Wesen, das mich entfernt an ein Seepferd erinnerte, in seiner Größe jedoch bis zur Decke reichte. Naga wollte natürlich seinem Meister beistehen, doch dagegen hatte ich einiges.

»Bleib stehen!« schrie ich.

Naga hatte mich bisher nicht gesehen. Er zuckte zusammen, krümmte den Rücken, als hätte ihn jemand geschlagen, und fuhr dann herum.

Er starrte in die Mündung meiner Beretta und auf das Kreuz.

Wut und Zorn loderten in den Augen des Japaners. Er ging einen Schritt zurück und breitete seine Arme aus. Dann öffnete er den Mund und spie mir förmlich die Worte ins Gesicht.

»Du bist Sinclair! Du musst es sein. Es gibt keinen Zweifel, du bist es!«

»Ja, Naga, ich bin es!«

Er schaute sich um. Sein Gesicht verzerrte sich noch mehr, als er an mir vorbeiblickte. Wahrscheinlich sah er, wie Scraal langsam seinem Ende zusteuerte und somit auch seine Hoffnungen restlos zerstörte.

Auch der von ihm beschworene Dämon half ihm nicht. Dieses überdimensionale Seepferd aus dem Reich des Schreckens sank in sich zusammen und verschwand in dem magischen Quadrat. Im selben Augenblick, da Naga einsah, dass er den Kampf verloren hatte, da tat er etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hatte.

Er zerstörte sich selbst!

Seine Gedankenkraft, die er sonst auf andere verwendet hatte, richtete er gegen seine eigene Person. Und er schaffte es.

Zuerst wurde er bleich, dann flog ein Zittern durch seine Gestalt, die sich zu einem Schüttelfrost verstärkte. Im nächsten Augenblick zerfiel sein Gesicht - und...

Ja, dann öffnete sich das Quadrat, auf dem er stand.

Plötzlich fauchte etwas daraus hervor. Hellrote Flammen, die ihn wie lange Finger umkrallten, seine Gestalt förmlich anzuheben schienen, um sie dann in die eine unheimliche Tiefe zu reißen. Ein letzter Schrei drang über die Lippen des Japaners, danach war von ihm nichts mehr zu sehen.

Das magische Quadrat schloss sich wieder. Naga aber hatte buchstäblich der Teufel geholt!

Ich blieb einige Sekunden auf dem Platz stehen, da ich die Erleichterung erst noch verdauen musste. Mir war es unbegreiflich, dass alles vorbei sein sollte. Doch als ich mich umdrehte, sah ich in die erschöpften, aber erleichterten Gesichter meiner beiden Freunde.

»Das war Teamwork«, meinte Bill.

Und Suko, der am Boden hockte, nickte dazu. Er streckte seinen Arm aus, Bill und ich zogen ihn gemeinsam hoch.

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Dieser Scraal war verdammt mächtig. Fast hätte er mich geschafft. Seine Gedanken...« Suko schüttelte den Kopf. »So etwas habe ich noch nie erlebt.«

Ich nickte.

»Und wie ist es dir ergangen?« wollten die beiden wissen.

Ich erzählte von der Wolke und davon, dass sie alles zerstört hatte. Auch die Festung. »Da hat sie uns eine Arbeit abgenommen«, bemerkte der Reporter ganz richtig. »Sonst hätten wir das Ding zerhauen. Denn es ist kein Vergnügen, dämonische Stützpunkte auf der Erde zu wissen. Und sei es in der Südsee.«

Südsee! Das erinnerte mich daran, wie weit wir von zu Hause weg waren und dass wir uns praktisch als Schiffsbrüchige bezeichnen konnten. Wie kamen wir von hier wieder nach London?

Es war ziemlich einfach, von der Insel zu verschwinden. Die Eingeborenen halfen uns dabei. Der Bann, den Naga um sie gelegt hatte, war mit seinem Verschwinden gebrochen. Die Menschen benahmen sich wieder normal und zeigten sich uns gegenüber sehr ängstlich.

Es dauerte etwas, bis wir sie beruhigt hatten. Dann vertrauten wir uns ihnen an.

Am anderen Morgen stiegen wir in ihre Auslegerboote und ließen uns zu einer Insel rudern, auf der es so etwas wie ein Lufttaxi gab. Mit einem Hubschrauber ging die Reise weiter nach Kangean.

Als wir dort sicher landeten, atmeten wir auf. Ein gefährliches Abenteuer war glücklich überstanden, doch alle drei wussten wir, dass der nächste Fall nicht lange auf sich warten lassen würde. Schließlich kannten wir unsere Pappenheimer genau...

ENDE